ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Der Wettlauf ums Gehirn: Asien, USA, Europa – alle wollen das menschliche Gehirn erkären. Mehr dazu auf **Seite 3**

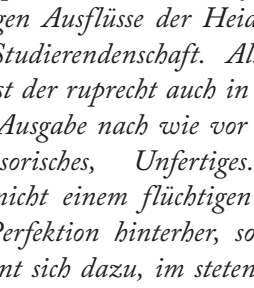
Juni 2014 – Nr. 150 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNSTERBLICH www.ruprecht.de

Einhundertfünfzig

Von Paul Eckartz

Was können wir berichten? Wie sollen wir schreiben? Wie viele Werbeeinnahmen dürfen wir erhoffen? Kurz: Was ist der ruprecht? Diese Fragen stellen sich mir als Redakteur des selbigen immer wieder; spätestens montags, zur Redaktionssitzung. Derzeit aber brennen sie aktueller denn je: Beim Lesen dieser Zeilen hältst Du die 150. Ausgabe dieser Zeitung in der Hand. Seit über 25 Jahren ist der ruprecht Sammelbecken für die geistigen Ausflüsse der Heidelberger Studierendenschaft. Als solches ist der ruprecht auch in seiner 150. Ausgabe nach wie vor etwas Provisorisches, Unfertiges. Er jagt nicht einem flüchtigen Ideal der Perfektion hinterher, sondern bekennt sich dazu, im steten Entstehen begriffen zu sein. Gerade das macht die Arbeit an diesem glorreichen Monstrum so entnervend und so wunderbar zugleich. Was ist also der ruprecht? Künftig zumindest keine Zeitung mit schwarz-grün gestreiftem Kopf im Zeitungskopf mehr. In Rückbesinnung auf unsere Wurzeln ziert nun ein neues Logo unsere Titelseiten. Denn Tradition verpflichtet. „Den lese ich sogar vergleichsweise regelmäßig“, bekennt sich mittlerweile selbst Rektor Eitel zum ruprecht. Daher geloben wir feierlich, auch in Zukunft nach bestem Bemühen dem hohen Anspruch unserer Leserschaft gerecht zu werden.

INHALT



Public Viewing
Die Fußball-WM hat begonnen. Die besten Orte zum gemeinschaftlichen Fußballschauen findet Ihr auf **Seite 9**

Krise der Volkswirtschaftslehre
Studenten fordern die Erneuerung der zu einseitig ausgerichteten Lehre in der VWL. Eine Analyse auf **Seite 10/11**

Journalismus der Zukunft
Bei Crowdspondent bestimmen die Leser die Themen, über die berichtet wird. Ein Interview mit Steffi Fetz auf **Seite 15**



Foto: Jonathan Perisic

Hurra!

Unsere 150. Ausgabe feiern wir mit 16 Seiten

Hochschulen in Not

Die zukünftige Finanzierung von Universitäten und Fachhochschulen ist ungewiss: Eine Nachfolgeregelung des Solidarpakts steht aus

„Schluss mit dem Gelabere, wir wollen endlich Taten sehen!“, ruft Bernhard Eitel in den Hof der Neuen Universität. Gut 2000 Universitätsangehörige sind dem Aufruf des Rektors gefolgt: Laut klatschend und pfeifend protestieren sie am 21. Mai für eine bessere Finanzierung der Universitäten. Zuvor machten Eitel und die anderen Rektoratsmitglieder in Vorlesungen auf die immer prekärer werdende finanzielle Lage der Uni Heidelberg aufmerksam. Die Rektoren der neun baden-württembergischen Universitäten hatten zu einem landesweiten „Aktionstag“ aufgerufen. Das Motto: „Weiter sparen heißt schließen – Universitäten in Not“. So geizt auch Eitel nicht mit dramatischen Bildern: „Die Universitäten bluten aus und wenn nichts Nennenswertes mehr kommt, dann werden sie ab nächstem Jahr peu à peu geschrottet.“

Der Aktionstag richtete sich unmittelbar an die baden-württembergische Landesregierung. Vertreten durch das Landesministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst (MWK) verhandelt sie derzeit mit der Landesrektorenkonferenz (LRK) über die Inhalte eines neuen Solidarpakts. Bei diesem handelt es sich um einen Vertrag zwischen dem Land Baden-Württemberg und dessen Hochschulen, der die finanzielle Grundausstattung aller Hochschulen regelt. Der aktuell laufende Solidarpakt II endet am 31. Dezember dieses Jahres. Im vergangenen Oktober begannen offiziell die Verhandlungen über den Solidarpakt III. Seine Laufzeit soll sich von 2015 bis 2020 erstrecken.

Es ist vor allem der bisherige Verhandlungsprozess, über den sich Bernhard Eitel so sehr echauffiert: „Seit über einem Jahr drängt die Landesrektorenkonferenz, in Gespräche einzutreten. Bis Frühjahr ging es überhaupt nicht voran“, so der Rektor im *ruprecht*-Interview. Bis heute gebe es keine Zahlen, doch der Solidarpakt laufe in sechs Monaten aus. Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne) hält die Aufregung dagegen für übertrieben: „Wir haben die Gespräche im Oktober 2013 mit dem Ziel begonnen, sie bis zum Sommer 2014 in den Eckpunkten abzuschließen. Die Details müssen bis Jahresende geregelt sein.“ Auf unsere Nachfrage versichert sie: „Die Grundfinanzierung der Hochschulen muss substantiell verbessert werden“. Mit dem neuen Pakt will die seit Jahren auseinanderlaufende „Scherenbewegung“ zwischen Grundausstattung und steigenden Studentenzahlen schließen – „Das ist unsere größte Herausforderung“. Doch konkrete Auskunft über Maßnahmen und Zahlen gibt die Ministerin nicht.

Es sind gerade diese ungenauen Aussagen, die Eitel als „Gelaber“ abtut. Um für die weiteren Verhandlungen gewappnet zu sein, haben die Landesrektoren einen Katalog mit acht Forderungen aufgestellt. Ihnen geht es dabei vor allem um eine Erhöhung der Grundfinanzierung, die seit 1998 nicht angehoben wurde. Weitere Forderungen sind die Auflösung des Sanierungsstaus im Hochschulbau oder die Finanzierung der steigenden Personalkosten.

Die finanzielle Lage der Universitäten könnte sich zudem verschärfen, wenn laufende Bundesprogramme in den nächsten Jahren nicht weitergeführt werden: So endet 2015 der Wissenschaftspakt oder 2017 die Exzellenzinitiative. Daher richtet Theresia Bauer den Blick auch nach Berlin: „Wir werden unserer Verantwortung nachkommen. Das Gleiche fordern wir aber auch vom Bund.“ Die Ministerin geht davon aus, dass sie mit den Hochschulen einen guten Solidarpakt abschließen werde, „der keinen Anlass für dramatische Einschnitte bei Personal oder Fächern“ liefern wird.

Das heißt aber auch, dass es unabhängig von den Solidarpakt-Verhandlungen zwangsläufig zu Einsparungen an den Universitäten kommen wird. Wie ist jedoch die Lage vor Ort an der Uni Heidelberg? Was wird auf die Fächer und Institute in den nächsten Jahren zukommen?

In den letzten Wochen haben im Zuge der Solidarpakt-III-Verhandlungen besonders die Medizin-Studenten lautstark auf sich aufmerksam gemacht. Nach einer großen Demonstration in Stuttgart nahmen sie als einzige Fachschaft aktiv am Aktionstag der Uni Heidelberg teil. **(chd, mgr)**

Fortsetzung und Interview mit Rektor Eitel auf Seite 5

Streit um das CATS

Die Universität Heidelberg erhält ab 2018 ein Centre for Asian and Transcultural Studies (CATS), das in Bergheim im Bereich des Altklinikums gebaut wird. Neben dem Exzellenz-Cluster sollen das Südasien-Institut, das Zentrum für Ostasienwissenschaften und das Institut für Ethnologie zusammengeführt werden.

Zwar wird das CATS von allen Instituten prinzipiell unterstützt, doch gab es in den letzten Wochen Auseinandersetzungen über die Verteilung der finanziellen Lasten. Bund und Land tragen den Großteil der Bau- und Ausstattungskosten in Höhe von 40 Millionen Euro. Die Uni muss jedoch noch einen Beitrag von drei Millionen Euro aufbringen, wovon nun die beteiligten Institute zwei Drittel aus ihren Qualitätssicherungsmittel (QuaSiMi) ansparen sollen. „Eigentlich dienen die QuaSiMi der Sicherung der Lehre, doch wenn diese anderweitig verplant sind, müssen für die Existenz der Institute wichtige Stellen gestrichen werden“, erläutert Maya Berthold von der Fachschaft Ethnologie.

Um die Institute entlasten, soll der zentrale QuaSiMi-Topf mit 1,6 Millionen zum Großteil belastet werden – diesbezüglich wurde der QuaSiMi-Kommission ein Antrag vorgelegt. Für Maya ist das eine glatte Erpressung: „Wenn wir nicht wollen, dass unser Lehrbetrieb Schaden nimmt, müssen wir dem Antrag zustimmen.“ Zwangsläufig werden zukünftige Kalkulationen der QuaSiMi noch knapper ausfallen. Der StuRa wird sich in seiner nächsten Sitzung am 24. Juni mit dem Antrag befassen. Am 28. Juni tagt dann die zentrale QuaSiMi-Kommission und wird über den Antrag entscheiden. **(mgr)**

Studieren auf Englisch?

PRO

Im Zuge der Internationalisierung werden mittlerweile an vielen Universitäten in Deutschland Studiengänge ganz oder zum Teil auf Englisch angeboten. Heidelberg bildet hierbei (noch) eine Ausnahme. Zu Recht? (kap)

Eine Erweiterung der deutschsprachigen Lehre durch Studienangebote in Englisch, der akademischen und wirtschaftlichen linguafranca, bietet zwei große Vorteile: Es steigert die Internationalisierung der Hochschulbildung und die Berufschancen der Absolventinnen und Absolventen. Das Beherrschen akademischen Englischs erlaubt den Einstieg in die hochmobile internationale Wissenschaftslandschaft. Sehr gute Englischkenntnisse sind aber nicht nur für wissenschaftliche ‚Jet-Setter' unabdingbar. Auch deutsche Wissenschaftsverlage publizieren mittlerweile gerne in Englisch, um eine weltweite Leserschaft zu erreichen. Die meisten Unternehmen im In- und Ausland stellen sich heute international auf und agieren auf einer globalen Ebene. Um auf diesen Positionen erfolgreich zu sein, sind sehr gute Englischkenntnisse die Voraussetzung. In Stellenausschreibungen an und um Hochschulen wie auch in der Wirtschaft ist hervorragendes Englisch daher inzwischen eine Standardanforderung – dicht gefolgt von interkultureller Kompetenz. Letztere gibt es in englischsprachigen, stark internationalen Studiengängen ‚gratis' dazu, durch das alltägliche und nicht so alltägliche Miteinander von Studierenden und Lehrenden aus aller Welt. Denn während der Gesamtanteil internationaler Studentinnen und Studenten an der Studierendenschaft der Universität Heidelberg bei etwa einem Fünftel liegt, sind beispielsweise im englischsprachigen Masterstudiengang Transcultural Studies über 50 Prozent internationale Studierende eingeschrieben. Diese internationale Atmosphäre reflektiert sicherlich zum einen das Thema des 2011 begründeten Studiengangs, in dem Studierende Austauschprozesse zwischen verschiedenen Kulturkreisen kennen und analysieren lernen. Zum anderen liegt der Grund für diesen hohen Anteil internationaler Studierenderwohl auch in den strukturellen Voraussetzungen. Üblicherweise müssen internationale Studierende über sehr gute Deutschkenntnisse verfügen, um in Deutschland studieren und dem Unterricht folgen zu können. Da Englisch im M.A. Transcultural Studies Lehr- und Prüfungssprache ist, müssen Studierende kein Deutsch können. Internationale Studierende werden aber darin ermutigt und unterstützt, Deutsch zu lernen, um sich im Heidelberger Alltag besser einzuleben. Die Folge ist, dass die meisten Studierenden am Ende ihres Studiums über gute Deutschkenntnisse verfügen. Die rein englischsprachige Lehre erleichtert es außerdem, internationale Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in die Lehre einzubinden.



Fotos: privat

Jule Nowoitnick
Managerin des Graduate Programm for Transcultural Studies

Der M.A. Transcultural Studies ist somit nicht nur forschungsbasiert, sondern im wahrsten Sinne forschungsnah, da wissenschaftliche Erkenntnisse direkt in den Unterricht einfließen können. Durch die Anbindung des Studiengangs an das Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien haben internationale und deutsche Studierende die Gelegenheit, auf Workshops und Konferenzen Einblicke in die internationale Forschungslandschaft und Wissenschaftspraxis zu gewinnen. Sehr gute Kenntnisse der englischen Sprache sind hierfür unabdingbar. Dabei stellt akademisches Englisch selbstverständlich eine besondere Herausforderung dar. In regelmäßigen Kursen zu „Academic Writing in English" können die Studierenden ihren Schreibstil verbessern. Studieren auf Englisch, etwa im Rahmen des M.A. Transcultural Studies, ermöglicht somit eine enorme Nähe zur internationalen Forschung und erhöht durch die gewonnenen fachlichen Einblicke sowie die sprachliche und interkulturelle Kompetenz die Chancen auf dem globalen, aber auch dem deutschen Arbeitsmarkt. Und dieses Studium gewährt im Austausch mit den Kommilitoninnen und Kommilitonen Einblicke in andere Kulturen, die nicht zuletzt auch auf persönlicher Ebene spannend und bereichernd sind.

CONTRA

Befürworter englischsprachiger Studiengänge beteuern gerne, sie wollten Studienbewerbern aus dem Ausland sprachlich entgegenkommen und das Englisch aller Studenten verbessern helfen.

Natürlich sind gute Englischkenntnisse unabdingbare Voraussetzung für akademische Berufe. Die Internationalisierung der Forschung und insbesondere der Lehre jedoch kann in „English only" nicht gelingen, sondern nur (auch nach Aussagen von DAAD und HRK) durch differenzierte Mehrsprachigkeit. Nur sie ermöglicht den Erwerb interkultureller Kompetenzen, also Kenntnis und Achtung von Traditionen, Lebensweise, Alltagskultur, Sprache des Gastlandes. All dies verlangt ausdrücklich auch die Erklärung von Bologna. Es ist auch nicht bewiesen, dass „English only" den Zustrom ausländischer Studenten steigert. Immerhin sprechen die meisten von ihnen das Englische ebenfalls nur als Fremdsprache. Und wenn wir ihnen gar verwehren, Deutsch zu lernen oder es im Alltag (also auch im Studium) anzuwenden, grenzen wir sie aus. Derart frustriert, werden sie nach Rückkehr in ihre Heimat eine langfristige Bindung an unser Land, die ja auch uns zugute käme, nicht entwickeln. Und die beruflichen Perspektiven derer, die in Deutschland bleiben wollen, vermasseln wir ihnen mangels nachhaltiger Deutsch-Angebote.



Hermann Dieter
Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache e. V.

Genuine Aufgabe der Lehre an den Hochschulen ist die Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte, nicht die Verbesserung studentischer Englischkenntnisse. Studien haben sogar gezeigt, dass die Lehre nichtanglophoner Dozenten auf Englisch meist an Qualität verliert. Die Aufnahme des Lehrstoffs leidet, die Anzahl bestandener Prüfungen sinkt, „nur" deutschsprachig verfügbare Lehrinhalte verschwinden. Besonders hart trifft letzteres anwendungsnahe Disziplinen mit regionalem oder kulturellem Bezug wie z. B. Geographie, Ökologie, Forst- und Wasserwirtschaft, Verwaltungswissenschaften, Bauwesen, Hygiene und Gesundheitswissenschaften. Rein englische Lehre bildet deshalb nicht, sondern schult allenfalls für eng umschriebene Tätigkeiten in international agierenden Konzernen. Praktika in mittelständischen Unternehmen, die auf Deutsch als Betriebssprache angewiesen sind, fallen weg.

Eine exakte, inter- und transdisziplinär brauchbare Terminologie, die gesicherte Erkenntnis bündig auf den Begriff bringt, ist die Seinsbedingung wissenschaftlicher Erkenntnis und Kommunikation. Erkenntnis entsteht auch in der Naturwissenschaft weniger durch Messen und Beschreiben als durch die Generierung von Hypothesen und eindeutigen Begriffen. Dieser Prozess bedarf des inter- und transdisziplinären Diskurses als Korrektiv und Quelle produktiven Widerspruchs. Er lebt von der Vertrautheit alltagssprachlicher Bilder und deren intuitiver oder assoziativer Verfremdung. Erkenntnisleitend ist dabei die jeweilige Muttersprache als unersetzlicher Speicher kulturspezifischer Erfahrungshorizonte; Ergebnisse sind dann auch auf Englisch mitteilbar.

Eine Wissenschaft, die auf nur eine einzige (Fremd-) Sprache mit entsprechend einseitiger Begrifflichkeit setzt, entledigt sich von vornherein jeder ethischen, historischen, ökologischen, kulturellen und sozialen Einbettung und Perspektive. Dennoch fallen seit etwa zwei Jahrzehnten selbst in anwendungsnahen, kulturell oder regional bedeutsamen Fächern deutschsprachige Terminologien beschleunigt dem Vergessen anheim. Am Endpunkt angelangt, wäre das Ziel „Internationalisierung" zwar immer noch nicht erreicht, doch unsere Landessprache für die wissenschaftliche Lehre und den inter- und transdisziplinären Diskurs verloren.

Fazit: Internationalität im Sinne von kulturellem Austausch und zivilgesellschaftlicher, wissensbasierter Sprachfähigkeit ist strategisch nicht durch „English only", sondern nur durch Konzepte von Mehrsprachigkeit erreichbar, die unserer Landessprache weiterhin eine zentrale Rolle in Studium und Alltag zuweisen und je nach Studiengang weitere Fremdsprachen fördern. Gerade auf dem internationalen Bildungsmarkt ergäbe dies auch wertvolle Zusatzqualifikationen.

Drei Heidelberger Studenten antworten auf die Frage: „Sollten mehr Studieninhalte auf Englisch vermittelt werden?"



Fotos: kap

„Das kommt ganz auf das Studienfach an. In Jura finde ich es eher schwer, weil es die Arbeit im deutschen Rechtssystem erschweren würde. In wirtschaftlichen Fächern wie VWL oder BWL macht ein englisches Studium meiner Meinung nach aber auf jeden Fall Sinn. "

Irina, Rechtswissenschaften



„Ich finde, es sollte eine Wahlmöglichkeit geben, bestimmte Veranstaltungen auf Englisch Besuchen zu können, wenn man das möchte. In vielen Bereichen der Medizin ist Englisch die Forschungssprache und gutes Fachenglisch erleichtert später zum Beispiel die Teilnahme an internationalen Konferenzen und das Halten von Vorträgen."

Svenja, Medizin



Foto: mab

„Mehr englischsprachige Veranstaltungen wären sicher gut. Andererseits müsste es schon ein deutschsprachiges Äquivalent zu diesen Veranstaltungen geben, denn bei den Fachthemen könnte das sonst für deutsche Muttersprachler, vor allem wenn sie nicht gut Englisch können, schwierig werden."

Annette, Geschichte und Germanistik

Der Wettlauf ums Gehirn



Fotos: jop

Felix Schürmann leitet ein Teilprojekt an der ETH Lausanne

Das Human Brain Project ist eines von mehreren Großprojekten zur Simulation des menschlichen Gehirns. Forscher wollen Hirnkrankheiten verstehen und Erkenntnisse für Informations- und Kommunikationstechnologie gewinnen. Über Herausforderungen, Chancen und Grenzen des Projekts diskutieren Teilprojektleiter und Physiker Felix Schürmann und Psychologie-Professor Joachim Funke

Das Gespräch führte Janina Schuhmacher

Professor Schürmann, das menschliche Gehirn nachzubauen klingt wie der Stoff einer Hollywoodproduktion. Was genau kann ich mir unter dem Projekt vorstellen?

Felix Schürmann: Es geht darum, Simulation als ein Werkzeug in den Baukasten der Wissenschaft hinzuzufügen, neben der Theorie, neben dem Experiment, um Dinge zu verstehen, die mit den anderen Tools nicht zugänglich sind. Wie in anderen Wissenschaftsbereichen, sollte es auch in der Biologie funktionieren: Dass man die Physik modelliert, die dem Gehirn zu Grunde liegt und dadurch Vorhersagen machen kann über die Prozesse, die im Gehirn stattfinden.



Kann ein Computermodell das menschliche Gehirn erklären? Psychologe Funke und Physiker Schürmann diskutieren

In den USA hat 2013 das Brain Activity Map Project begonnen mit dem Ziel das menschliche Gehirn zu kartieren. In ihrem Vortrag sprachen sie von einem Forschungswettlauf. Wie erklären Sie sich diese Faszination des Menschen das menschliche Gehirn zu verstehen?

Schürmann: Ich denke, die Faszination treibt den Menschen seit tausenden von Jahren um: Die Frage, was den Menschen möglicherweise besonders macht; die Tatsache, dass wir das Bewusstsein von uns selbst haben und dass wir das Bewusstsein dem anderen unterstellen können. Das sind Eigenschaften, die wir tagtäglich erleben und die uns ein grundsätzliches Interesse geben, das Gehirn zu verstehen. Neben dieser mehr philosophischen Fragestellung gibt es das Problem der hirnspezifischen Krankheiten: ein sehr bedrückendes Problem, einerseits für die Betroffenen und Angehörigen, andererseits in der ökonomischen Dimension. Das macht es notwendig, alle Möglichkeiten, die uns Wissenschaftlern zur Verfügung stehen zu nutzen, um die Situation zu verbessern.

Joachim Funke: Als Kognitionspsychologe würde ich natürlich sagen: Die Veränderungen des Gehirns sind das eine. Aber ganz maßgeblich für die Entfaltung von Symptomen sind Umgebungsparameter. Das wird bei Ihnen ja zurückgedrängt und ich würde fast sagen ausgeblendet.

Schürmann: Ein sehr guter Punkt. Die Entwicklungsbiologie ist eine weitere Dimension des ganzen Problems. Wir versuchen, den Gehirnzustand als Snapshot zu verstehen. Das heißt, man kann sich sehr wohl vorstellen, dass man ein entwickeltes Gehirn zu einem späteren Zeitpunkt beschreiben kann und durch Patientendaten beschreiben kann, wie dieses Gehirn sich in bestimmten Parametern von einem normalen oder einem anderen Gehirn unterscheidet.

Funke: Sie wollen den Transfer zwischen Maus und Mensch herstellen. Wir haben in Mannheim am Zentralinstitut für seelische Gesundheit Mäusemodelle von Suchtverhalten. Man kann Suchtverhalten experimentell super untersuchen und überträgt die Erkenntnisse auf den Menschen. Das schlägt fehl. Warum? Weil eine kulturelle Dimension unseren Alkoholkonsum ganz erheblich moderiert.

Schürmann: Ich glaube, dass das einer der Gründe ist, warum Medikamentenentwicklung mittlerweile so schwierig ist, weil auch dort Mäusemodelle von menschlichen Krankheiten verwendet werden, bei denen das Medikament das Problem löst, aber beim Menschen eben nicht. Der Transfer ist nicht nur, dass man sagt: Ich mache das Experiment mit der Maus und deshalb glaube ich, es gilt im Menschen. Es geht darum, in der Maus Konstruktionsprinzipien der Gehirnphysik zu verstehen. Denn evolutionär gesehen sind viele Prinzipien erhalten.

Funke: Verstehen, wie das Gehirn funktioniert, hat noch eine tiefere Dimension als das Verständnis von Zellen und Ionenkanälen.

Schürmann: Das Verstehen des Gehirns bedeutet für unterschiedliche Disziplinen verschiedene Dinge. Ich würde Ihnen zustimmen, dass der Mensch als soziales Wesen Krankheiten hat, die andere Spezies so nicht aufweisen und dass das Einsichten sind, die man nicht so schnell bekommt. Ich würde die Frage umdrehen: Welche anderen Möglichkeiten haben wir denn, diese Forschung voranzubringen? Was wir vorschlagen ist kein Ersatz für andere Forschung, sondern ein Instrument, diese Forschung zu ergänzen.

> „Es ist, als würde man einen High Speed Train sehen, der an einem vorbeirauscht."

Wie gut kann ein Computermodell das menschliche Gehirn erkären?

Schürmann: Momentan haben wir kein Computermodell, das das menschliche Gehirn erklären kann. Im Laufe der letzten acht Jahre haben wir ein Modell gebaut, ein Stück Hirngewebe eines Neokortex junger Ratten. Dieses Modell ist sehr spannend, weil es Konstruktionsprinzipien zeigt, Reaktionen des Gewebes auf Stimulationen.

Funke: Die normative Kraft solcher Modelle ist auf der einen Seite natürlich sehr schön. Auf der anderen Seite würde ich als Kreativitätsforscher sagen: das ist eine Behinderung, weil ich als Forscher in dem großen Verbund auf diese Rahmenvorstellungen festgelegt werde.

Schürmann: Eine der strategischen Implikationen von Großforschung ist, dass man sich einer Mission verschreibt. Wenn man zum Mond fliegen will, dann tut man das was man dazu tun muss. Eine der Hauptingredenzien unseres Ansatzes ist es, eine Plattform für Wissenschaftler verfügbar zu machen. Was wir verfügbar machen, sind die Methoden, Modelle zu bauen. Sie können jetzt selbst entscheiden: Ich überschreite das.

> „Welche anderen Möglichkeiten haben wir, diese Forschung voranzubringen?"

Sie haben das Beispiel gebracht, einen Menschen zum Mond zu schicken. Viele Stimmen vergleichen das Human Brain Project mit der Apollo Mission. Sehen Sie das auch so?

Schürmann: Es ist ein sehr plakativer Vergleich. Eine Parallele ist, dass es eine Vision gibt, die verschiedene Wissenschaftler davon überzeugt, überhaupt erst zusammenzuarbeiten. Das Apollo Projekt hatte eine solche Vision und hat gezeigt, dass die Menschheit sich zusammenraufen kann und Dinge schaffen, die vorher so nicht denkbar waren. Wir haben aber ein anderes Umfeld, ein anderes Problem, andere Interessen. Ich würde das nicht als feindlichen Wettbewerb betrachten sondern als Projekte, die kollaborieren können.

Funke: Findet denn auch der Wissensaustausch innerhalb der 112 Partner statt? Das ist ja viel spannender, weil der Wettbewerb in den Wissenschaften dazu führt, dass ich versuche meine Veröffentlichungen hochkarätig unterzubringen und wie Sie ihre unterbringen, gucken sie selbst. Wie wird sichergestellt, dass wir sehen: Alle Forscher in verschiedenen Teams arbeiten gemeinsam an einer großen Sache? Gibt es wie beim Higgs Boson eine Veröffentlichung mit tausend Namen?

Schürmann: Ich würde sagen, das CERN hat tatsächlich eine Vorbildfunktion. Hier wurde gezeigt, wie das funktionieren kann, wie sich hunderte von Wissenschaftlern zusammenraufen können für eine Publikation. Wie Sie gesagt haben, da stehen tausend Namen.

Sie haben in ihrem Vortrag von Möglichkeiten gesprochen, die sich durch das Human Brain Project bieten könnten. Zum Beispiel, dass es möglich sein könnte, künstliche Intelligenz zu schaffen oder Roboter mit menschenähnlichen Intelligenzen auszustatten. Denken Sie, dass Sie auch Emotionen oder Bewusstsein simulieren können?

Schürmann: Als Naturwissenschaftler glaube ich, dass das Gehirn ein chemisches System ist und ich habe in gewisser Weise Vorstellungen, dass sich die Phäomene, die wir im Gehirn sehen, auch dadurch erklären lassen. Was das Spannende daran ist: Dieser Prozess wird testbar, wir müssen nicht mehr darüber spekulieren. Wenn man ein Modell des Gehirns baut und es schafft, diese Eigenschaften zu sehen, dann ist es ein Hinweis darauf, dass es möglich ist und wenn nicht, dann ist es ein Hinweis darauf, dass wir möglicherweise Sachen übersehen haben.

Was ist Ihre Vision?

Schürmann: Die Vision des Projektes ist, zu sagen, dass der Fortschritt in der Computer- und Informationstechnologie so dramatisch ist, dass wir diesen Fortschritt nutzen müssen, um uns sozial zu vernetzen, als Wissenschaftler zusammen zu arbeiten und der Biologie zu helfen, Dinge zu lösen, die sie allein nicht schafft. Es ist so, als würde man einen High Speed Train sehen, der an einem vorbeirauscht und man ihn ignoriert. Wir glauben, dass dieser High Speed Train die Wissenschaft, die Art und Weise wie Wissenschaftler zusammenarbeiten, die Art und Weise wie wir Daten verstehen, so dramatisch verändert, dass man diese Möglichkeit nutzen muss für die Neurobiologie.

Hochschule in Kürze



Foto: wikimedia/Jorge Royan

Studienkostenpauschale
Schon lange wunderte man sich, ob Stipendiaten der Begabtenförderungswerke tatsächlich ihr monatliches Büchergeld ausschließlich in die Anschaffung von Lektüre investieren. Schließlich wurde der Betrag 2011 von 80 auf 150 Euro, letztes Jahr dann sogar auf 300 Euro monatlich erhöht. Scheinbar wurde man sich auch im Bundesministerium für Bildung und Forschung über die nicht mehr zeitgemäße Benennung klar. Kurzerhand wurde nun das traditionelle „Büchergeld“ in „Studienkostenpauschale“ umgetauft. Für die rund 26 000 Stipendienempfänger dürfte sich durch die Umbenennung wohl nichts ändern. **(tso)**

Bund und Länder einigen sich
Ende Mai einigten sich Bund und Länder in wichtigen Themen der Hochschulfinanzierung. Die wichtigste Meldung: Der Bund entlastet zukünftig die Länder und übernimmt die Kosten des BAföG in Höhe von 3, 5 Milliarden Euro ab 2015 (siehe Artikel). Allerdings gibt es keine Rechtsverpflichtung der Länder freiwerdende Mittel anderswo in Schule, Hochschule und Wissenschaft zu investieren. Bildungsministerin Wanka fordert dies aber von ihren Länderkollegen ein. Im Gegenzug zeigten sich die Länder bei Änderungen des Kooperationsverbotes, welches im Grundgesetz verankert ist, kompromissbereit. Es wird nur für den Hochschulbereich abgeschafft. Dafür ist eine Änderung des Grundgesetzes erforderlich. **(mow)**

Verträge doch verlängert
Im April verkündete die Universitätsverwaltung noch, dass man die Verträge von 18 Reinigungskräften nicht verlängern werde (siehe ru149). Die finanzielle Lage der Uni ließe dies nicht mehr zu, so Personaldezernentin Senni Hundt. Nach erneuten Gesprächen zwischen Uni-Verwaltung und Personalrat änderte sich das Blatt: Man werde 14 von den 18 Reinigungskräften einen unbefristeten Vertrag anbieten, heißt es aus der Verwaltung. Man habe eine Lösung gefunden, wie man Gelder einsparen und gleichzeitig die Reiniungskräfte weiterbeschäftigen könne. **(mgr)**



Ein ambitionierter Plan

Die Umstellung des Lehramts vom Staatsexamen ins Bachelor/Master-System soll bis zum Wintersemester 2015/16 abgeschlossen sein

Die grün-rote Landesregierung hat es im Dezember durch ein Eckpunktepapier öffentlich gemacht, jetzt laufen fieberhafte Vorbereitungen an den Universitäten: Die Umstellung auf das Bachelor/Master-System im Lehramt steht kurz bevor. Zum Wintersemester 2015/16 ist es dann soweit. Bis dahin muss aber noch viel getan werden. Beatrix Busse, Prorektorin für Studium und Lehre an der Universität Heidelberg, spricht von einem „ambitionierten Plan“. Und der ist auch nötig, da für nicht weniger als 13 Prozent der Studierenden in Heidelberg bis zum Wintersemester 2015/16 ein neuer Studiengang organisiert werden muss.

Zuständig für die Umsetzung in Heidelberg ist eine sogenannte Steuerungsgruppe. Sie besteht aus Vertretern sowohl der Pädagogischen Hochschule, als auch der Universität und den jeweiligen Studierenden. Mit Hilfe von Werkstätten und Schreibteams arbeitet diese seit Dezember an zwei parallelen Prozessen, die unter dem Namen heidEDUCATION zusammengefasst sind: der Umstellung auf Bachelor und Master einerseits und der Antragsschreibung „Qualitätsoffensive Lehrerbildung“ andererseits. Für letzteres stehen allein in Baden-Württemberg 63 Millionen Euro zur Verfügung. Bei einer erfolgreichen Bewerbung wird das Geld entsprechenden Universitäten zugeteilt. Das aber erzeugt eine Konkurrenzsituation um Fördergelder. Alle Überlegungen zur Umsetzung der Lehramtsreform sind deswegen geheim. Bisherige Konzepte sind aus diesem Grund nicht an Studierende und Fakultäten weitergegeben worden. Fabian Kunz vom Arbeitskreis Lehramt des Studierendenrates kritisierte die Geheimhaltung, die nicht unbedingt förderlich für eine bestmögliche Umsetzung der Reform ist: „Man kann auch öffentlich konkurrieren.“

Im Mai teilte die Steuerungsgruppe erstmals mit einem Begleitpapier zu den Grundsätzen zur Umsetzung der Reform der Lehrerbildung den aktuellen Planungsstand mit. Gleichzeitig gab sie damit den Startschuss an die Fakultäten zur Umstellung. Und das nicht zu früh. Bis Oktober dieses Jahres sollen die Entwürfe der neuen Studiengänge, zum Beispiel die Änderung der Prüfungsordnung, vorliegen. „Man will genau zu diesem Zeitpunkt ein politischen Resultat vorlegen können, deswegen verläuft die Umstellung in diesem Tempo“, so Beatrix Busse.

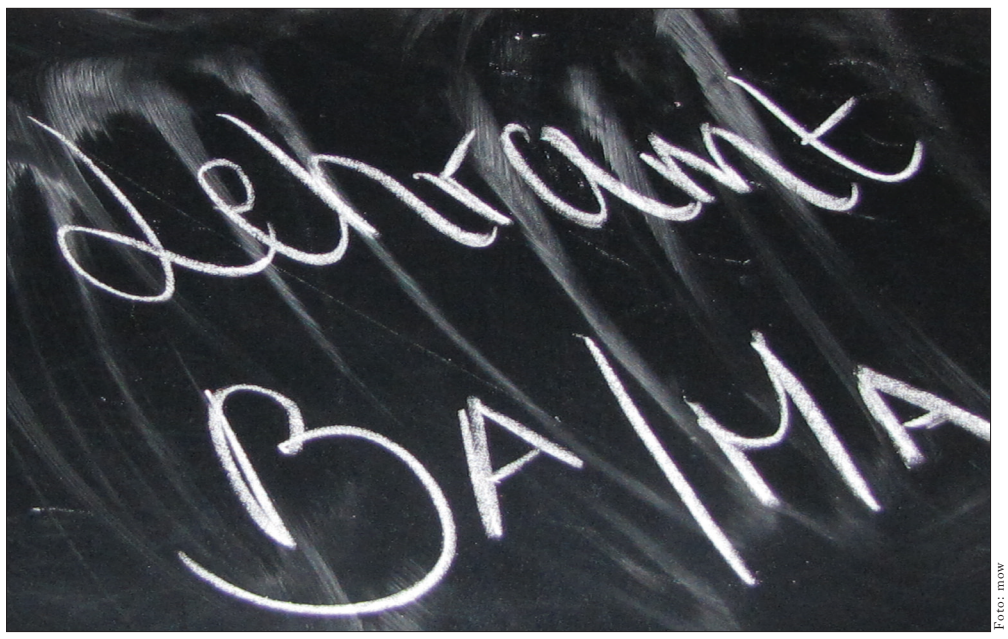


Foto: mow

In anderen Bundesländern ist er schon da, in Heidelberg kommt er zum Wintersemester 2015/16

Was ändert sich nun allgemein, aber auch speziell in Heidelberg? Für die Bachelorphase ist ein von Universität und Pädagogischer Hochschule jeweils eigenverantwortlich gestalteter polyvalenter Fachbachelor in Form eines 50-50-Abschlusses geplant. Anschließend folgt ein von PH und Uni gemeinsam getragener Master of Education für das Lehramt Sekundarstufe 1 und das Lehramt Gymnasium. Die im Bachelor gegebene Polyvalenz soll es Studierenden ermöglichen in einen anderen Master wechseln zu können. Der Nachteil davon ist, dass die Bildungswissenschaften anfangs vernachlässigt und im Master nachgeholt werden müssen. Das gilt auch für das Schulpraxissemester, das bisher im 5. Semester absolviert wurde und als Orientierungspunkt für Lehramtsstudierende galt. Jetzt im 9. Semester geplant, entfällt der Orientierungscharakter. Zusätzlich soll ein Assessment am Übergang vom Bachelor zum Master eingeführt werden. Das birgt zwei Problempunkte: Zum einen können Studenten „die geeignet sind, rausgekickt werden“, meint Henrike Arnold, ebenfalls vom AK Lehramt des StuRa. Schließlich macht Fachwissen, das hauptsächlich im Bachelor vermittelt wird, noch keinen guten Lehrer aus. Zum anderen müssen finanzneutrale Ressourcen mobilisiert werden, um nicht nur wie bisher die Zulassungsarbeit zu korrigieren, sondern Master- und Bachelorarbeiten zu bewerten und das Assessment durchzuführen.

„Wir haben versucht, unsere Belange und was wir uns für Heidelberg vorstellen im Ministerium durchzubringen. In vielen Dingen waren wir erfolgreich“, betont Beatrix Busse. Ein Beispiel wäre die Anhebung der Credit Points für die Masterarbeit von neun auf dreizehn Punkte. Eine große Herausforderung wird es sein, alle Lehramtsinhalte in die neue Form zu pressen und in der Regelstudienzeit studierbar zu machen. Das und viele halbfertige Baustellen müssen möglichst schnell abgearbeitet werden. Trotz Fortschritten bei der Planung gibt es erheblichen Unmut unter den Studierenden. Nicht nur über die Umstellung als solche, sondern auch über den Informationsfluss innerhalb der Universität. „Man hätte noch proaktiver Veranstaltungen bewerben können“, meint Fabian Kunz. Termine der Werkstätten, bei denen ausdrücklich Studierende beteiligt sein sollten, seien nicht weitergegeben worden und Informationen liefen nur über vereinzelte E-Mail Verteiler. Trotz allem: „Wir sind gut in der Steuerungsgruppe miteinbezogen“. Aber um die Grundstimmung zu reflektieren wird der AK Lehramt einen Unterschriftenzettel gegen die Umstellung auf Bachelor und Master organisieren, was „leider, eher symbolisch“ zu sehen ist. **(mow)**

Wenig BAföG für viel Geld

Seit Ende Mai steht fest: Der Bund gibt ab 2015 über eine Millarde Euro mehr für das BAföG aus. Die Studierenden werden davon nichts merken

Viele Studierende sind bei der Studienfinanzierung in einer echten Zwickmühle. Die bisherigen Freibeträge für Eltern von Studierenden sind niedrig angesetzt. Damit haben viele Studierende aus sozial benachteiligten Verhältnissen keinen Anspruch auf BAföG. Die Studierenden können dann die Eltern trotzdem auf Unterhaltszahlungen verklagen. Damit bringen sie sie aber unter Umständen in finanzielle Engpässe. Oder aber sie entscheiden sich für einen Studienkredit. Als letzte Möglichkeit bliebe es, neben dem Studium zu arbeiten. Die Konsequenzen wären: Ein eventuell zerrüttestes Verhältnis zu den Eltern, eine hohe Verschuldung oder aber ein Studium, bei dem durch die Arbeitszeit kein Ende in Sicht ist. Dies schreckt sozial Benachteiligte von einem Studium häufig ab. Daher fordert der freie Zusammenschluss von StudentInnenschaften (fzs) seit Jahren ein elternunbängiges BAföG in maximaler Förderhöhe für alle Studierenden.

Die Große Koalition versprach zu Beginn der Legislatur vollmundig: Das BAföG wird grundlegend verbessert. Das müsste heißen: In der Bildung hält mehr soziale Gerechtigkeit Einzug. Das bisherige BAföG wird also zumindest jedes Jahr der Inflationsrate entsprechend erhöht.

Nun gibt der Bund 1,17 Millarden Euro mehr für das BAföG aus. Dadurch werden nur die Länder entlastet. Bisher kamen sie für 35 Prozent des BAföG auf. Ab dem 1. Januar 2015 bezahlt es der Bund komplett. Von diesen 1,17 Millarden Euro kommt bei den sozial benachteiligten Studierenden also nichts an.

> Nur die Bundesländer profitieren – an den sozialen Problemen ändert sich nichts

Seit vier Jahren ist das BAföG nicht gestiegen. Laut Achim Heyde, Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks, sinkt das BAföG durch die Preisentwicklungen seit 2012 real, Der Bund möchte erst ab dem Wintersemester 2016/17 eine halbe Millarde Euro mehr ausgeben, um die BAföG-Sätze zu erhöhen.

Diese stolze Zahl wird jedoch schnell überschaubar: Aktuell gibt es an Schulen und Hochschulen 870.000 BAföG-Empfänger. 500 Millionen Euro sind über das gesamte Jahr gesehen pro Kopf durchschnittlich 47 Euro mehr pro Monat.

> Das BAföG muss „automatisch an die realen Lebenshaltungskosten angeglichen“ werden

Damit wäre das BAföG ausgehend vom Vollzuschuss von 670 Euro nach sechs Jahren 1,12 Prozent pro Jahr gestiegen. Die durchschnittliche Inflation in Deutschland lag in den letzten Jahren jedoch bei 1,66 Prozent pro Jahr. Wenn diese 500 Millionen Euro nicht einmal die Inflation bereinigen, wird dadurch die Zahl der BAföG-Berechtigten kaum steigen.

„Seit der letzten BAföG-Erhöhung werden bis dahin sechs Jahre vergangen sein. Eine ganze Studierendengeneration hat dann zwischen Studienbeginn und Studienende bei stetig steigenden Lebenshaltungskosten niemals eine BAföG-Erhöhung“ erlebt, wie Katharina Mahrt vom fzs betont. Daher fordern Mahrt und Heyde, dass das BAföG sofort und nicht erst in zwei Jahren erhöht wird. Mahrt plädiert zurecht dafür, dass das BAföG jedes Jahr „automatisch an die realen Lebenshaltungskosten angeglichen“ wird. Auch der konservative Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS) verlangt eine Erhöhung vor dem Wintersemester 2016/17. Der RCDS-Vorsitzende Martin Röckert ist als solcher auch Teil des CDU-Bundesvorstands. Er unterstützt das Kabinett Merkel gegen weitere Forderungen nach sozialen Verbesserungen: Die Entlastung der Länder durch den Bund darf „nicht dazu führen, dass die Länder ständig mit Forderungen nach einer Erhöhung des BAföG-Satzes an den Bund herantreten, weil sie nun finanziell nicht mehr in der Verantwortung stehen.“ **(zef)**

„Wir fahren 280 gegen eine Wand“

Rektor Bernhard Eitel über explodierende Kosten, den Solidarpakt und ignorante Sorglosigkeit

Herr Eitel, während des Aktionstages zeichneten Sie dramatische Bilder über die finanzielle Lage der Universität Heidelberg. Wird die Ruperto Carola in zehn Jahren noch existieren?

Bernhard Eitel (lacht): Davon gehe ich aus. Die Frage ist nur wie.

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer hat doch mehrfach versichert, dass sie ihr „Wort halten“ und die Grundfinanzierung der Universitäten „substantiell“ verbessert werde. Warum dann dieser Protest?

Wie hoch ist denn das Wort „substantiell“ zu veranschlagen, wie schwer wiegt es? Um die Dimensionen einmal klar zu machen: Wenn man den Grundetat der Universität ohne die Medizinfakultäten nimmt und rechnet die laufenden Personalkosten heraus, geben wir inzwischen nahezu 50 Prozent nicht für Forschung und Lehre aus, sondern für steigende Betriebskosten und Infrastruktur. Das ist ein irrsinnig hoher Anteil. Gerade die Stromkosten wachsen explosionsartig: Wir bekommen sechs Millionen Euro für Energie vom Land, faktisch müssen wir aber 14 Millionen ausgeben. Wir sind mit unseren Möglichkeiten zu sparen und zu optimieren am Ende angelangt.

Gibt es im Rektorat schon Pläne, wie man in Zukunft Angebote kürzen oder Stellen streichen will?

Nein. Darüber machen wir uns zur Zeit keine Gedanken, jetzt müssen wir für einen guten Solidarpakt mit dem Land kämpfen. Wir schätzen aber ungefähr die Dimensionen ab: Wenn der Status Quo der Landesfinanzierung erhalten bliebe, dann stehen wir vor einem Defizit von etwa acht Millionen Euro pro Jahr. Das ist ungefähr die Dimension einer großen Fakultät. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Im nächsten Jahr endet der Wissenschaftspakt des Bundes. Wenn der nicht verlängert wird, brechen bei uns weitere rund 14 Millionen Euro weg. Dann sprechen wir bereits über ein Defizit von 22 Millionen. Der gesamte Unterhalt der Universität ohne Personal liegt bei 50 Millionen – das heißt, uns fehlt etwa ein Drittel in der Finanzierung der Uni. Dabei habe ich den Eindruck, wir alle kämpfen gegen eine Mentalität an, die davon ausgeht, dass alles in Ordnung ist, jeder hat Vollbeschäftigung, alles prima. Auch die Öffentlichkeit nimmt die Situation nicht richtig wahr. Denn wir können nicht behaupten, bei uns laufe alles mies. Das liegt daran, dass wir forschungsmäßig boomen und dann ist es eben schwierig zu sagen: Leute, wir fahren 280, aber wir fahren 280 gegen eine Wand! Genau in diesem Dilemma sind wir. Und ich sehe im Moment auch keine Ausweich- oder Bremsmöglichkeit ohne die Universität zu beschädigen.



Foto: jop

„Wir sind ein Investment, aus dem das Land das Zwei- bis Dreifache herauszieht.“

Auf dem Aktionstag haben die Mediziner besonders laut protestiert, wobei deren Ausstattung sicher nicht die schlechteste ist. Sollte man nicht auch innerhalb der Universität ein bisschen Solidarität erwarten und das Geld lieber in wirklich finanzierungsbedürftige Institute stecken?

Die Frage ist sicher berechtigt, aber sie führt nicht zum Ziel. Dann unterstellen Sie anderen wieder Partikularinteressen. Auch die Mediziner pfeifen eigentlich aus dem letzten Loch, denn Sie müssen bedenken, dass ein Medizinstudienplatz im Verhältnis sehr teuer ist. Diese Ungleichheiten intern wird es immer geben. Jede Fakultät, jeder Studiengang hat eigene Probleme. Wir versuchen diese Probleme so gut es geht zu lösen. Die aktuelle Situation ist aber so, dass wir an unsere Grenzen stoßen. Wir können in diesem Jahr auf dem jetzigen Stand noch halbwegs wirtschaften und wir werden mit Mühe auch das nächste Jahr überstehen. Spätestens dann kommen Einschnitte und die werden richtig schmerzen. Dann bin ich der böse Bube und das ganze Problem wird auf die Universitätsleitung abgewälzt. Und dazu habe ich weder Lust, noch sehe ich einen höheren Lebenssinn in dieser Rolle.

> „Spätestens im nächsten Jahr kommen Einschnitte und die werden richtig schmerzen“

Warum schließen die neun Landesuniversitäten die weit über 80 Hochschulen nicht in ihre Forderungen mit ein?

Weil bislang die Universitäten vom Land systematisch benachteiligt werden. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen: Die Universitäten müssen den Betrieb für ihre Gebäude aus der Grundausstattung nehmen. Wenn wir im Neuenheimer Feld ein neues Gebäude bauen, dann bekomme ich vom Land keinen zusätzlichen Cent für die dafür erforderlichen Betriebskosten. Bei allen anderen Hochschulen im Land übernimmt das Finanzministerium die zusätzlichen Kosten, insbesondere die vollen Energiekosten, automatisch. Daher fordern wir eine deutliche Erhöhung der Betriebsmittel. Und ich muss Ihnen sagen, ich habe keinerlei Verständnis dafür, dass der Finanzminister da blockt. Es ist eine groteske Verkennung der Lage, weil ein Euro, den man bei uns investiert, in der Wertschöpfung den Faktor 2,3 bis 2,8 produziert. Das heißt, Universitäten kosten kein Geld. Im Gegenteil: Wir sind ein Investment, aus dem das Land das Zwei- bis Dreifache herauszieht.

Um die finanzielle Zukunft der Universität Heidelberg geht es ja bei den aktuellen Verhandlungen zum Solidarpakt III zwischen Hochschulen und dem Land. Wie ist der derzeitige Stand?

Seit über einem Jahr drängt die Landesrektorenkonferenz (LRK), endlich in direkte Gespräche einzutreten. Bis Frühjahr ging es überhaupt nicht voran. Wir haben bis heute immer in großen Runden getagt, ohne wirklich in einen transparenten Verhandlungsprozess einzutreten. Es ist zudem ein unglaublich komplizierter Prozess: Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst spricht mit uns, verhandelt aber dann getrennt mit dem Finanzministerium. Die Verhandlungen werden um die Ecke geführt und niemand weiß eigentlich etwas Konkretes. Wir sehen überhaupt keinen Fortschritt. Es gibt bis heute keine Zahlen, aber unser Solidarpakt läuft in sechs Monaten aus.

Wann rechnen Sie mit einem Abschluss der Verhandlungen?

Wir hoffen einfach, dass es im Herbst einen Solidarpakt gibt, mit dem wir zufrieden sein können. Die Forderungen der Universitäten sind aus meiner Sicht durchaus angemessen und realistisch. Klar kostet ein solcher Solidarpakt das Land schon ordentlich Geld. Aber wenn man einmal vergleichen würde, was die Universität heute anbietet und was sie 1998 angeboten hat, sieht man unglaubliche Angebotserweiterungen, das beginnt bei der Mensa des Studentenwerks, geht über die Studienangebote und endet in der Universitätsbibliothek.

Derzeit gibt es Pläne das Centre for Asian and Transcultural Studies (CATS) zu bauen. Ein millionenschweres Projekt. Kommen da nicht ungeheure Belastungen auf die Institute zu?

Nein. Wir haben in der Bund-Länderfinanzierung einen Antrag gestellt für einen Forschungsbau für die Asian and Transcultural Studies, um in Bergheim alle Sozialwissenschaften zusammenzuführen. Das gesamte Bauvorhaben kostet 30 Millionen, wovon ⅔ in den Forschungsbau gehen. Mit dem Rest wird saniert und umgezogen. Jetzt fehlt nur noch ein Restbetrag, eine überschaubare Summe. Da haben wir alle beteiligten Fächer gebeten, doch zu überlegen, wie sie aus Eigenmitteln einen Beitrag leisten können. Die Fächer haben dem zugestimmt und versuchen jetzt zusammen mit den Studierenden Qualitätssicherungsmittel einzusetzen. Die Universität muss sich ja schließlich weiterentwickeln und das ist eine gemeinsame Aufgabe von allen.

Das Gespräch führte Michael Graupner.

Vor der eigenen Tür

Von Michael Graupner

So etwas hat die Universität Heidelberg in ihrer 628-jährigen Geschichte noch nicht erlebt: ein Rektor als Rädelsführer, der mit dramatischen Worten die Massen zum Sturm gegen die Landesregierung mobilisieren will. Doch mit welchem Erfolg? Die Reaktionen der Studenten waren verhalten bis ungläubig. Zu abstrakt scheint das Thema: Was interessieren heute schon die paar Millionen, die in den nächsten Jahren irgendwann wegfallen?

Dabei ist die Situation vor Ort bereits bedenklich. Der Fingerzeig des Rektors nach Stuttgart ist zwar berechtigt, löst aber keine Probleme. Denn Taten müssen auch vor der eigenen Haustür folgen. Ganze Fächer sind schon am „ausbluten“. Hierfür ist die Politik der Universitätsleitung mitverantwortlich. Seit Jahren wirkt der Rektor darauf hin, dass sich eine harte Wettbewerbskultur innerhalb der Universität ausbreitet. Erst wenn sich auch hier Solidarität einstellt, ist ein geschlossenes Auftreten von Rektorat und Studenten möglich. Und nur gemeinsam wird Heidelbergs Stimme in Stuttgart und Berlin gehört werden.

Geschlossenes Auftreten gegen Geldnot

Fortsetzug von Seite 1: Die Lage in vielen Fächern ist bereits jetzt alamierend

Verglichen mit anderen Fakultäten hat die Medizin in Heidelberg ein wesentlich größeres Budget. Allerdings hat sie weit höhere Ausgaben. Zusätzlich zu Lehre und Forschung werden Kliniken zur praktischen Ausbildung unterhalten. Darin liegt der größte Kostenpunkt. Daher befürchtet man in der Medizin den Abbau von Studienplätzen. „Wir brauchen mehr Ärzte in Deutschland, können diese aber nicht ausbilden, weil es kein Geld für mehr Studienplätze gibt“, so Özden Doğan von der Fachschaft Medizin. „Jegliche Einsparungen in der Medizin, bedeuten eine Einsparung an der Gesundheit der Bevölkerung.“ Die Medizinstudenten seien vor ihrem Abschluss „am Wohl unserer zukünftigen Patienten interessiert“, deshalb, so Doğan, setze man sich lautstark für eine gute Lehre in der Medizin ein.

In ganz anderen Dimensionen bewegt man sich dagegen in der Japanologie. „Wir sind keineswegs ein Orchideenfach“, stellt Glenn Bauer von der Fachschaft klar. In der Japanologie sind in den letzten Jahren die Studierendenzahlen um das Doppelte gestiegen. „Doch statt bei uns die Mittel dem anzupassen, wurde fröhlich runtergekürzt.“ So gebe es nur noch eine unbefristete, eine befristete Professur und fünf weitere Dozenten – das bei 450 Menschen, die in irgendeiner Form Japanologie studieren. Bald laufe die befristete Professur aus, dann könne man den „Lehrbetrieb nicht mehr aufrechterhalten“. Zudem herrsche in der Japanologie ein großes Platzproblem: Die Sprachkurse könnten nur in der Neuen Uni abgehalten werden, da es zu viele Studenten gebe. Hauptverantwortlich für diese Lage sei unter anderem das Rektorat selbst. „Der Rektor hat ein ganz klares Programm: Er fördert bestimmte Fächer, die ihm wichtig sind – Stichwort Exzellenz – die anderen haben halt Pech.“ Am Aktionstag hat die Fachschaft deshalb auch nicht teilgenommen: „Wir können nicht mit einem Rektor auf die Straße gehen, der uns unsere ganzen Probleme eingebrockt hat.“



Foto: Universität Heidelberg

Rektor Eitel fordert gemeinsam mit den Studenten mehr Geld

Die finanzielle Lage in vielen Fächern ist also bereits alarmierend. Diesen Eindruck bestätigt der Vorsitzende der Studierendenschaft, Georg Wolff. Erste Fächer wurden faktisch geschlossen, wie etwa Mittellatein, andere können ihren Lehrbetrieb nur über Zweitmittel am Leben halten. Doch auch diese laufen irgendwann aus. „Die Lage ist alles andere als rosig.“ Dabei ist das Ziel des StuRa und des Rektorats das Gleiche: Auch Georg Wolff fordert mehr Geld vom Land im Zuge der Solidarpakt-Verhandlungen. Prinzipiell stoßen Rektorat und Studenten also in die gleiche Richtung, in der Ausgestaltung gibt es aber noch Differenzen. Trotzdem hält er ein geschlosseneres Auftreten innerhalb der Universität für möglich: „Wir müssen den Studenten klar machen, was es bedeutet, wenn wir jetzt nicht versuchen Druck zu machen. Sonst merkt man den Ernst der Lage erst, wenn das eigene Fach geschlossen wird.“ **(chd, mgr)**

Von der Idee zum Unternehmen

Der Verein Heidelberger Ideen diskutiert, wie aus kreativen Einfällen Geld wird und die Welt besser

Ein Mülleimer, in dem der Biomüll nicht stinkt oder eine App, mit der Afrikaner sich bilden und gleichzeitig Geld verdienen können? Diese und andere Ideen werden bei den „Heidelberger Ideen“ diskutiert. Jeden Mittwoch um 20 Uhr treffen sich Studenten, Doktoranden und Interessenten an einer Unternehmensgründung im Campus Bergheim. Alle können ihre eigenen Ideen einbringen, um sie in der Runde zu diskutieren. Die Diskussionen werden ernsthaft und zielgerichtet geführt, gequatscht wird nach dem Treffen beim wöchentlichen Stammtisch. Während der Treffen geht es darum, seine Idee weiter zu entwickeln, mit dem Ziel ein Start-Up zu gründen. Bevor man ein Unternehmen gründen kann, muss die eigene Idee reifen, verbessert und weiterentwickelt werden, so dass sie zu einem Projekt wird. Diesen Beitrag versuchen die Heidelberger Ideen zu leisten. Mittlerweile sind sie ein fester Teil der Heidelberger Startup Szene, gegründet wurden sie 2011. Damit keine Idee, die zu einer Unternehmengründung führen kann, geklaut wird, müssen alle Teilnehmer eine Verschwiegenheitsklausel unterschreiben. Deswegen ist es auch nicht möglich zu verraten wie man den Biomüll lagern kann, wie der Mülleimer aussieht in dem der Biomüll nicht stinkt.

Je nach Stadium der Idee suchen die Teilnehmer nicht nur nach Verbesserungen der Idee sondern auch nach Möglichkeiten, diese umzusetzen. Beispielsweise wie der Markt für das Produkt aussehen könnte, wie man diesen Markt erforschen kann oder sein Produkt testen. Es geht bei den Heidelberger Ideen jedoch nicht nur um die Diskussion, sondern auch darum, Kontakte zu knüpfen und gemeinsame Projekte zu gestalten.

Die Mitglieder der Heidelberger Ideen haben eine klare Aufgabenteilung: Jan Pawellek, der erste Vorsitzende leitete die Treffen. Andreas Lauenroth kümmert sich um die Öffentlichkeitsarbeit des Vereines. Es gibt noch die Ressorts: Zünder für Gründer und IT. Die Position im Verein ist während den Diskussionen bedeutungslos.

Außerhalb der wöchentlichen Treffen organisieren die Heidelberger Ideen Veranstaltungen. Zusammen mit dem Kultur- und Kreativwirtschaftszentrum in der alten Feuerwache und den Heidelberger Start-Up Partners organisieren sie Veranstaltungen wie das „Zünder für Gründer“. Das „Zünder für Gründer“ findet alle zwei Monate statt und ist eine Plattform für Gründer, Gründungsinteressierte und Investoren, um Kontakte zu knüpfen und Ideen zu diskutieren. So sind die Heidelberger Ideen der erste Schritt zur Unternehmensgründung. Wer seine Idee schon weiter entwickelt hat und kurz vor einer Unternehmensgründung steht braucht jedoch professionelle Hilfe. Er kann sich an die „Heidelberg Start Up Partners“ wenden. Diese bieten unter anderem die Vorlesung „Entrepreneurship“ an, dort vermittelt der Gründungsmanager der Universität, Raoul Haschke, wie Gründer einen EXIST-Antrag stellen oder sich für ein EXIST-Stipendium bewerben können. EXIST ist ein Förderprogramm des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie. Deren Ziel ist es, die Anzahl und den Erfolg von Start Ups aus Universitäten oder Forschungseinrichtungen zu erhöhen. Für molekulare Biologie Studenten gibt es eine eigene Vorlesung zum Thema. Die Heidelberg Start Up Partners beraten außerdem junge Unternehmer und helfen ihnen an Fördermittel zu kommen. Und geben Ratschläge in Rechtsfragen. Sie können auch günstige Räume für Start Ups vermitteln.



Foto: Andreas Lauenroth

Studenten arbeiten mit Post-Its, um ihre Ideen auf Papier zu bringen

Wer also eine gute Idee hat und guten Rat einholen möchte, muss dafür nicht teurer bezahlen, sondern geht einfach zu den Heidelberger Ideen. Einige Ideen die dort diskutiert wurden, sind schon umgesetzt worden. Auf eine ganz große Idee warten die Studenten von den Heidelberger Ideen aber noch. **(dom)**

Höher, schneller, besser

Das Notenvergleichsportal GradeView bleibt hinter seinem Potenzial zurück

Sind wir doch mal ehrlich, irgendwie gehören sie doch zum Studium dazu, wie die Destille zur Unteren Straße: die Zukunftsängste. Aber man kann sich den Negativprognosen über die Berufschancen deutscher Akademiker auch kaum entziehen; nahezu jede große und kleine Tageszeitung prophezeit in regelmäßigen Abständen eine Flutung des Arbeitsmarktes durch Hochschulabsolventen. Dies geschieht in einem Tonus, als stünde die Apokalypse der deutschen Wirtschaft bevor. Dass uns derartige Schwarzmalerei im Unialltag ganz und gar nicht weiter hilft, ist unbestritten – als ob der Lernstress noch nicht genügen würde.

Aber wie schlecht steht es tatsächlich um die individuellen Berufschancen, wie viel besser, schlechter, effektiver oder länger studieren meine Kommilitonen wirklich? Den Machern des Portals „GradeView“ reichte der Blick in die Kristallkugel nicht mehr aus. Sie wollten eine klare Übersicht über Studienleistungen, mögliche Praktikumsstellen und den Vergleich zu den Mitstudenten. Wie erfolgreich sie dies auf www.gradeview.de erreicht haben, haben wir getestet.

Die Anmeldung und Orientierung auf der Seite ist unkompliziert und klar. Nun kann man seine bisher erbrachten Studienleistungen in Form von Noten und Leistungspunkten eintragen, allerdings wählt man die Bezeichnung seiner Fächer selbst, will heißen, trotz vorheriger Eingabe der Universität und des Studienfaches gibt es nicht die Möglichkeit, einen Überblick über die spezifischen Module des jeweiligen Studiums, wie etwa im uni-internen lsf, zu bekommen. Daher ist es fraglich, in wie weit der Notenvergleich zu Kommilitonen überhaupt aussagekräftig ist.

Neben dem Vergleich der Noten, kann man auch den Abiturschnitt, die absolvierten Praktika und Auslandsaufenthalte eintragen.

GradeView gibt den Nutzern auch die Möglichkeit nach passenden Praktikumsplätzen und Stellenangeboten zu suchen. Unklar bleibt hier allerdings, ob die Auswahl von GradeView aufgrund der Qualität der Studienleistungen getroffen wird. Des Weiteren ist die branchenspezifische Suchfunktion ausbaufähig, für viele Branchen werden keine oder nur im weitesten Sinne passende Ergebnisse geliefert.

Was jedoch am meisten irritiert, ist die errechnete Durchschnittsnote. Sie differiert um mehr als 0,5 Notenpunkte von der im Lehre-Studium-Forschung-Portal der Uni Heidelberg.

Das Portal rühmt sich damit, das einzige zu sein, das „Notenmanagement, Leistungsvergleich und passende Stellenanzeigen kombiniert“. Durch seine übersichtliche Struktur ist GradeView tatsächlich gut geeignet, um als Bachelor und Masterstudent seine Noten im Blick zu behalten. Allerdings müssten wohl noch mehr Studenten GradeView nutzen, um einen aussagekräftigen Vergleich leisten zu können, denn aus der Vergleichsstatistik geht nicht hervor, mit wie vielen Kommilitonen man verglichen wird und oftmals ist ein Vergleich auch gar nicht möglich. Laut Angaben des Unternehmens sind seit Februar 2013 mehr als 3000 Nutzer auf GradeView registriert, mit etwa 700 Neuanmeldungen pro Monat. Bei über 30 0000 Studenten alleine in Baden-Württemberg ist das jedoch eine verschwindend geringe Zahl.

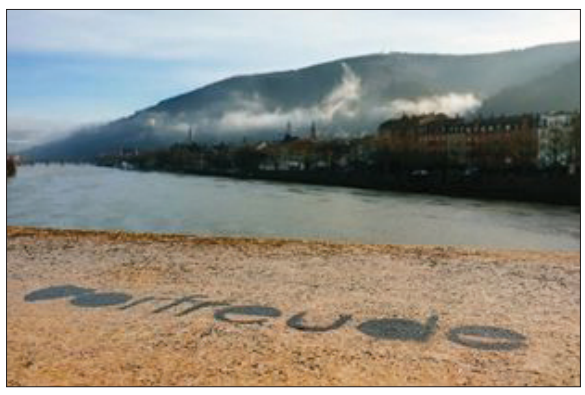
Doch vielleicht sollte trotz aller ehrenwerten Ambitionen der Wahn des Vergleiches selbst kritisch betrachtet werden. Das Studium soll auch Spaß machen, egal ob man 0,15 Notenpunkte besser oder schlechter als der Durchschnitt des Jahrgangs, des Bundeslandes oder im Bundesdeutschenvergleich ist. Und nicht vergessen: alles was man mit Freude tut, macht man in der Regel gut… **(kap)**

Gut geknipst!

In der letzten Ausgabe haben wir einen Fotowettbewerb ausgeschrieben. Hier sind die Gewinner

In der letzten Ausgabe hat der ruprecht zu einem Fotowettbewerb aufgerufen: Fünf mal zwei Bustickets von DeinBus wurden als Preis für die besten Einsendungen zum Thema „Was bedeutet Studieren in Heidelberg für dich?“ ausgeschrieben. Das beste Foto könnt ihr auf der Titelseite bestaunen. Doch auch einige der weiteren Beiträge sind durchaus sehenswert. Auf unserer Webseite findet ihr eine Fotostrecke mit den besten Beiträgen. Alle Gewinner werden von uns benachrichtigt. **(pme)**







Drei Fotos, die auf unterschiedliche Weise das Lebensgefühl in Heidelberg wiederspiegeln: Die Brückenstraße, aufgenommen bei Nacht, von Konstantina Atanasova (oben), der Neckarstrand mit Blick auf die Altstadt von Marian Hummel (unten links) „Märchenschloss“ am Berghang von Fabienne Damasch (unten rechts).

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Dringend Plasma-Spender gesucht!
Plasmazentrum Heidelberg
Plasma spenden lohnt sich
Für unser Spendezentrum suchen wir Blutplasmaspender.
Wir bieten Ihnen: Modernste Ausstattung, einen kostenlosen Gesundheits-Check und eine attraktive Aufwandsentschädigung.
Anmeldung telefonisch unter 06221-8946696. Mehr Informationen unter www.plasmazentrum-heidelberg.de. Es lohnt sich auch für Sie!
Auch Blutspender für Studien gesucht!
Plasmazentrum Heidelberg
Hans-Böckler-Straße 2a
69115 Heidelberg
Telefon 06221 - 8946696
Telefax 06221 - 8946697
Öffnungszeiten: Mo-Fr von 9-20 Uhr

Nie wieder Putzplan

Die neue WG-App flatastic verspricht Ordnung in chaotische Studentenhaushalte zu bringen. Kann das funktionieren? Ein Selbstversuch

„Hat jemand daran gedacht die Küche zu putzen?“ „Der Müll ist auch noch nicht weggebracht.“ „Kannst du das vielleicht heute noch machen?“„Oh, ich habe heute eigentlich gar keine Zeit!“

Wird nun einer der Mitbewohner die Küche putzen? In den meisten WGs bliebe die Küche schmutzig. Und wahrscheinlich sind jeder WG diese Probleme bekannt. Wer putzt was? Wer leert den Müll? Wer geht einkaufen und was muss gekauft werden? Und dann auch noch das Führen einer Haushaltskasse. Neidisch wird auf die WGs geblickt, in denen die Haushaltsführung kein Problem darstellt. In den meisten Fällen wird daraus ein Wettstreit, wer sich am besten drücken kann oder das Putzen am besten vortäuscht. Wenn das Thema putzen und einkaufen zum Tabu wird und das Bad putzen nur noch durch das Auffüllen des Toilettenpapiers vorgespielt wird, hängt der Haussegen bei allen schief.

Zum Glück gibt es Studenten, die ihre WGs so lieben, dass sie nach einer Lösung für dieses Problem gesucht haben. Malik, Jörg, Clemens und Moritz heißen sie, die Entwickler der neuen WG-App flatastic. Ihre App soll das WG-Leben schöner und einfacher gestalten, und die Probleme verbannen. Die Entstehungsgeschichte von flatastic begann 2012 in Zürich. Als Clemens Bachmaier einen Freund besuchte und zufällig in einen Vortrag des „Entrepreneur Clubs“ stolperte. Als der Newcomer Malik ElBay seine Idee von einer App vorstellte, die das WG-Leben organisieren soll, erstaunte das Clemens. Seit einem Jahr arbeitete er mit seinem Kommilitonen Moritz von Hase an derselben Idee. Umso schöner ist es, dass die drei nach einem Gespräch und mehreren Skype-Sitzungen schnell zu einem Start-up Unternehmen wurden. Daher holten sie sich Jürg Müller, einen VWL-Studenten, in ihr Team. Mit ihrer Idee gewannen sie zwei Start-Up-Wettbewerbe und das notwendige Preisgeld, um flatastic in der Schweiz auf den Markt zu bringen. Seit dem 20. Mai 2014 ist die App nun auch in Österreich und Deutschland zu erhalten. Jetzt arbeiten die vier an der Erweiterung ihres Geschäftsmodells. In welche Richtung es geht, ist noch unklar.

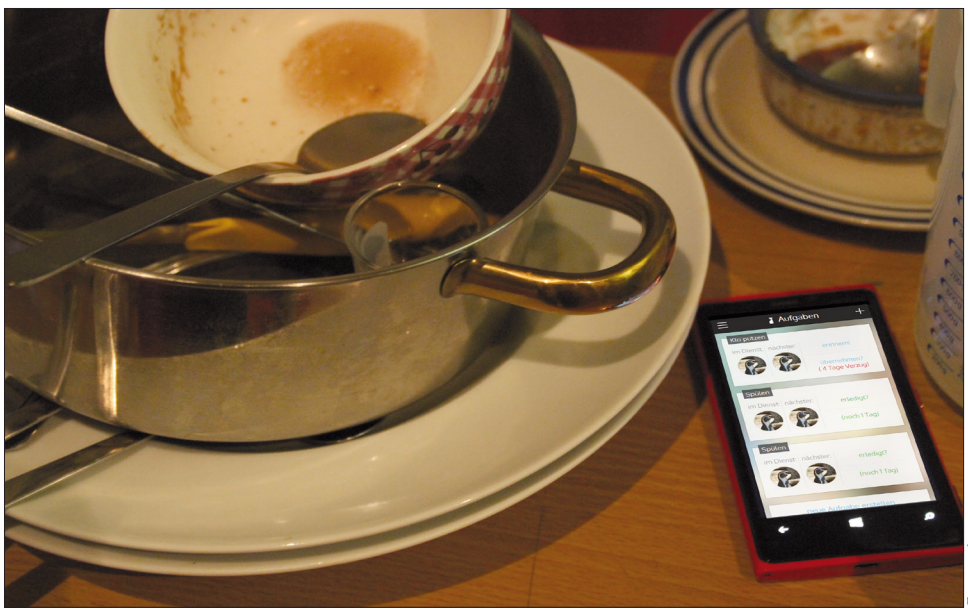


Foto: mak

Die neue WG-App erinnert an das Spülen, um WG-Streit vorzubeugen

flatastic ist bisher für die Betriebssysteme iOS und Android verfügbar. Für alle anderen steht eine Desktopversion zur Verfügung. Die App bietet vier Funktionen. Eine Einkaufsliste, eine Liste für Abrechnungen, einen Bereich, in dem man Aufgaben erstellen und verteilen kann und einen Chat, in dem die sogenannten „Shouts“ angezeigt werden. Alle Erinnerungen und Änderungen in den anderen Teilen der App werden als „Shouts“ im Chat angezeigt. Jeder Mitbewohner kann die Beiträge der anderen mit Kommentaren oder Herzen versehen, ähnlich wie ein „Like“ bei Facebook. „Wir haben gemerkt, dass es besser funktioniert, einander zu belohnen, als sich für nicht erledigte Aufgaben zu bestrafen“, sagt Moritz. „Die Mitbewohner an ihre Aufgaben oder an noch geschuldete Beiträge zu erinnern, ist für alle Beteiligten unangenehm. Diese Aufgabe übernimmt nun flatastic.“

Auch meine Mitbewohner und ich wollten sich diese Erleichterung im WG-Alltag nicht entgehen lassen und testeten flatastic. Leider konnten wir die App nicht auf allen Smartphones installieren und mussten teilweise auf die Desktopversion zurückgreifen. Diese bietet alle Funktionen der App, jedoch macht es auf dem Handy mehr Spaß und Sinn, da dort Benachrichtigungen direkt angezeigt werden und man sich nicht erst einloggen muss. Die Funktionen der Einkaufsliste und der Abrechnung sind toll. Sie erleichtern das Einkaufen, da jeder, der spontan einkaufen ist, nachsehen kann, ob noch etwas für die WG benötigt wird. Auch die Abrechnungsfunktion ist gelungen. Der Chat erinnerte uns jedoch an unsere Whatsapp-Gruppe.

Uns hat die Woche mit flatastic großen Spaß gemacht, doch stellten wir fest, dass sich die direkte Kommunikation untereinander reduziert. Oft entsteht ein Gespräch, wenn man nachfragt, ob Aufgaben noch zu erledigen sind. Und es kann auch schön sein, nach der Berechnung der Monatsausgaben noch zusammen etwas zu trinken. Eine tolle Start-Up Idee ist flatastic auf jeden Fall und vielleicht wird sich das WG-Leben in ein paar Jahren noch erheblicher revolutionieren. Denn Clemens leitet die Entwicklung des flatastic-Haushaltsroboters, der 2020 auf den Markt kommen soll. **(mak)**



Ungewöhnliche Studentenjobs

Bergauf, bergab

Beruflich mit der Bahn durch die idyllische Berglandschaft Heidelbergs fahren



Foto: Heidelberger Straßen- und Bergbahnen GmbH

Als Bergbahnfahrer chauffiert Dustin Passanten auf den Königsstuhl

Hinauf, hinunter, rauf und wieder runter. So sieht der Job von Dustin, Student im Master für Kulturwissenschaft an der FernUni Hagen, aus. Er arbeitet seit vier Jahren bei den Heidelberger Bergbahnen als Wagenbegleiter.

In modernen oder historischen Wägelchen durch die romantische Heidelberger Berglandschaft tingeln und dafür auch noch bezahlt werden – das klingt doch eigentlich recht entspannt. Dabei sogar selbst ans Steuer zu dürfen, macht die Sache gleich noch viel reizvoller. Doch zu Dustins Job als Wagenbegleiter gehören noch weitere Aufgaben. Neben Kassendiensten an den unterschiedlichen Stationen der Bahnen erledigt er auch kleinere Wartungs- und Streckenarbeiten oder springt als Vertretung für Maschinisten ein. Dabei kann es vorkommen, dass man beim frühmorgendlichen Schneeschippen am Königstuhl von einem Wildschwein überrascht wird und es mit der Schneeschippe in die Flucht schlagen muss. Oder in der Bahn Prominenz wie Gewichtheber Matthias Steiner, den ehemaligen Bundesminister und Vizekanzler Franz Müntefering oder Sänger Chris DeBurgh kutschiert.

Schon als Kind habe er eine gewisse Faszination für die Bergbahn und deren technische Funktionsweise verspürt. „Der Job ist kein gängiger Studentenjob. Das hat mich daran gereizt“, sagt Dustin, der zudem noch als Vorarbeiter der Wagenbegleiter tätig ist. Dabei ist er neben der Kontrolle dienstlicher Vorschriften auch für die interne Problemlösung zuständig. Außerdem liegt die Betreuung von Presse und Medien vor Ort ebenfalls in seinen Händen.

Die Bezahlung liegt gemäß Tarifvertrag bei 14,58 Euro stündlich und kann durch Zuschläge an Feiertagen, Wochenenden oder Sonderveranstaltungen, wie dem Filmfestival oder den Schlossfestspielen, noch aufgebessert werden. Bei 80 bis 100 Arbeitsstunden im Monat ergibt das einen für studentische Verhältnisse lukrativen Job. „Natürlich mache ich die Arbeit gerne“, lacht Dustin. „Nicht allzu viele Studenten können von sich behaupten, eine über 100 Jahre alte Bergbahn regelmäßig zu fahren.“ Damit hat er wohl Recht. **(chd)**

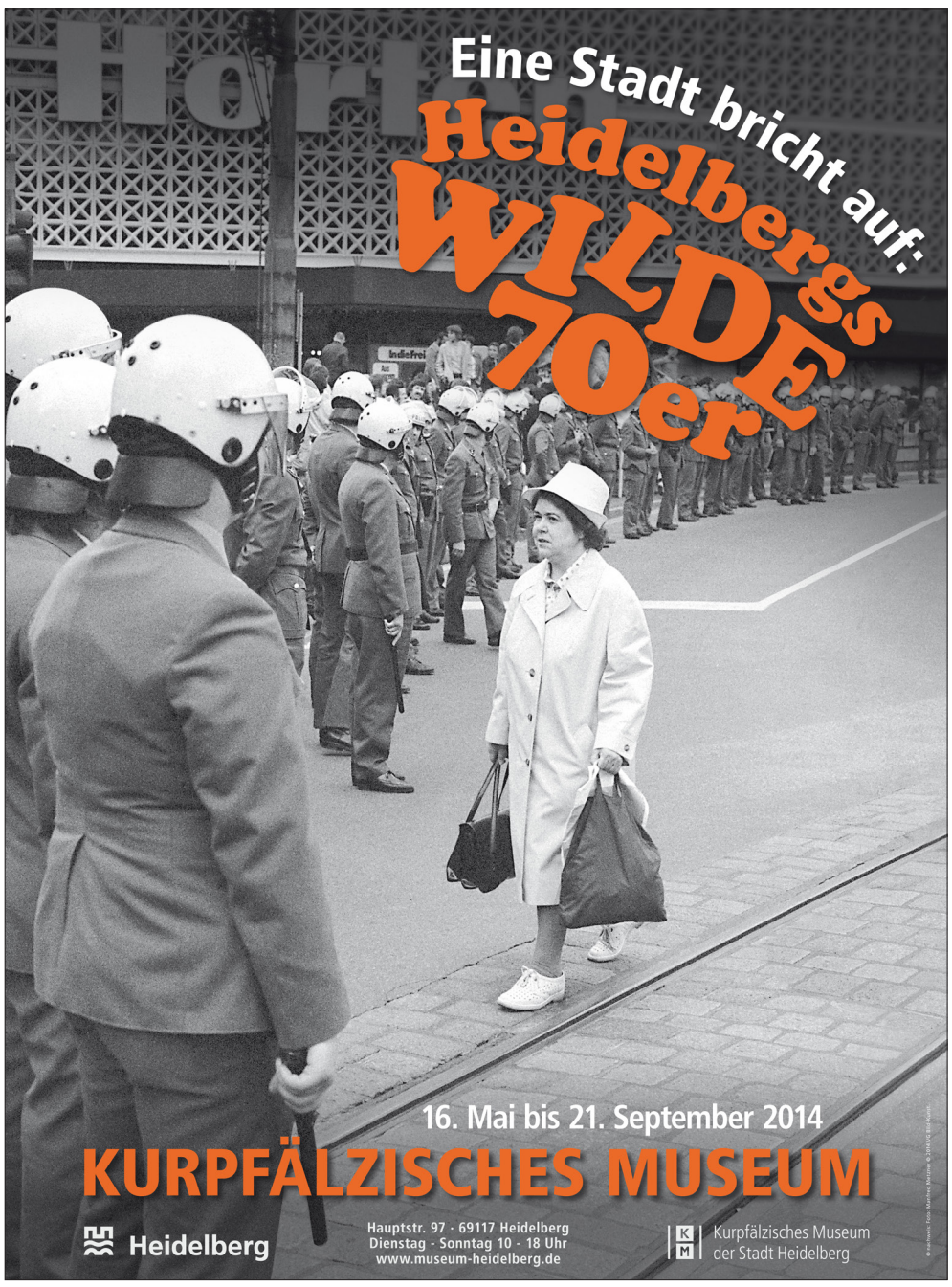




Foto: vegan-family.blogspot.de

Grüne Küche

Der Verein Vegan in Heidelberg lebt Veganismus ohne Feuer und Schwert, aber mit viel Begeisterung

Wer kennt diese Situation nicht? Eine gemütliche Runde - es wird gegessen und geredet. Und plötzlich meint jemand: Ich kann das nicht essen, ich bin Vegetarier! Schiefe Blicke, erstauntes Schweigen und dann die ersten Fragen. Warum bist du Vegetarier? Wegen der Tiere? Schmeckt dir Fleisch nicht?

Die ganze Situation kann aber auch genau anders herum sein. So zum Beispiel beim Stammtisch des Vereins Vegan in Heidelberg, der jeden ersten Donnerstag im Monat im veganerfreundlichen Restaurant red in der Poststraße stattfindet. Wer hier Fleisch und Milchprodukte isst erntet schiefe Blicke, dann erstauntes Schweigen und die ersten Fragen. Hast du schon einmal darüber nachgedacht Veganer zu werden? Was wäre ein Grund für dich Veganer zu werden?

Aber „wir wollen nicht auf der Vorwurfsschiene kommen, sondern den Menschen die Hand reichen“, so die zweite Vorstandsvorsitzende von Vegan in Heidelberg, Janin Villhauer. Mit Aktionen wie dem monatlichen veganen Stammtisch, Bake Sales, veganen Brunches oder Ständen beim Lebendigen Neckar will der Verein die vegane Lebensweise unter die Menschen bringen. Schließlich ist Veganismus „eine immer größer werdende Bewegung.“

Was gleich zu Anfang am Stammtisch auffällt ist, dass mit Vorurteilen über Veganer aufgeräumt werden muss. Sie sind definitiv keine dürren, blassen Menschen, die mit missionarischem Eifer ihre Lebensweise verbreiten, sondern vielmehr eine bunte Mischung aller Altersklassen, Professionen und Interessen. „Das, was alle eint, die zum Stammtisch kommen: sie interessieren sich für (veganes) Essen und die vegane Lebensweise. So bunt gemischt wie die Menschen, die sich einmal im Monat treffen, sind auch die Themen – und am Ende eines jeden Stammtisches stellt man fest: das war ein richtig netter Abend“, meint Janin Villhauer.

Der größte Stammtisch war mit knapp 60 Teilnehmern diesen März. „Da sind viele Leute, die ich noch nie gesehen habe“, meint eine Stammtisch-Veteranin lachend. Die Idee einen veganen Stammtisch zu organisieren kam 2011 auf. Immer mehr Teilnehmer stießen dazu. Im März 2012 wurde der Verein Vegan in Heidelberg gegründet, was „ein notwendiger Schritt war um unser Engagement hier in Heidelberg weiter ausbauen zu können.“ Es geht darum, andere Menschen für die vegane Lebensweise zu begeistern und Hilfestellung beim Umsteigen, beziehungsweise Ausprobieren zu geben. „Außerdem wollen wir uns hier in Heidelberg dafür einsetzen, dass das vegane kulinarische Angebot weiter wächst.“ Bisher standen den Gastronomen dem Vorschlag, ihr Angebot um vegane Alternativen zu erweitern, eher skeptisch gegenüber.

Aber warum sollte man sich jetzt dazu entschließen, Veganer zu werden? „Milchprodukte sind für alle schlecht: Für Mensch, Tier und Umwelt“, so einige Teilnehmer des Stammtisches. „Ich verlange nicht, dass alle Veganer werden, allerdings sollte man sich bewusster ernähren und über die Hintergründe informieren.“ In den nächsten Wochen wird vom Verein die kostenlose App „Vegan in HD“ veröffentlicht. Mit ihr kann man veganerfreundliche oder vegane Restaurants und Supermärkte finden. Beiträge des Vereinsblogs und der Facebook Gruppe sind genauso integriert wie Google Maps.

Leicht ist der Übergang zum Veganer nicht. Aber dazu kann Janin einen Tipp geben: „Es ist ein Prozess und nicht von heute auf morgen. Was das Kochen angeht: Ausprobieren und sich nicht entmutigen lassen! Es dauert eine Weile bis man seinen Favoriten gefunden hat.“

Egal ob das der vegane Döner, Cashewkäse, Seitanburger oder etwas ganz anderes ist. Eine Möglichkeit sich selbst mit veganen Produkten zu versorgen bietet der Weststadtmarkt am Wilhelmsplatz in der Heidelberger Weststadt. Samstags zwischen 10 und 14 Uhr können hier verschiedene vegane Käse- und Fleischalternativen an vielen Stäanden ausprobiert und gekauft werden. Ein Geheimtipp unter Veganer ist die komplett milchfreie und original schmeckende Schokolade Vego. **(mow)**

Willkommen in Heidelberg

„Jeder ist willkommen” ist das Motto des neuen “International Welcome Center Heidelberg“ (IWCH). Oberbürgermeister Dr. Würzner erklärt: „Wir wollen mit dem Center ein klares Zeichen setzen: In Heidelberg sind Menschen aus aller Welt willkommen. Wir möchten vor allem die Gemeinschaft innerhalb der Stadt weiter stärken.“

Das Projekt unterscheidet sich von anderen geplanten Welcome Centern, da dem Heidelberger Zentrum ein besonders umfassendes Konzept zugrunde liegt, wie Wolfgang Erichson, Heidelbergs Bürgermeister für Integration, betont: „Im Gegensatz zu anderen Projekten beschränken wir unser Angebot nicht auf die Gruppe gesuchter Fachkräfte. Wir bieten auch eine Anlaufstelle für alle Ausländer an, egal ob sie einen Hochschulabschluss haben, eine Ausbildung beginnen oder als Flüchtlinge zu uns kommen.“

Das IWCH soll die städtische Ausländerbehörde mit Serviceangeboten des interkulturellen Zentrums vereinen. Den Neuankömmlingen ihren Start in Heidelberg zu erleichtern steht im Fokus des Aufgabenspektrums des IWCHs. In der Einrichtung erhalten sie Informationen über den Aufenthalts- und Erwerbsstatus ebenso wie Tipps zu Job- und Wohnungsuche und erworbenen Bildungsabschlüssen. Weiterhin bekommt man Auskunft über Angebote, die persönliche Interessen, Hobbies, Freizeitgestaltung oder Migranten-Communities in der Stadt betreffen.Der Gemeinderat stimmte dem Projekt am 19. Dezember 2013 mit großer Mehrheit zu. Im Oktober dieses Jahres könnte das Zentrum eröffnet werden. Die neue Anlaufstelle soll dann im ehemaligen Kesselhaus auf dem Landfriedkomplex in Heidelberg-Bergheim beheimatet sein. Der Standort wäre für das IWCH ideal, weil der Landriedkomplex zentrumsnah und verkehrgünstig ist. Der Landfriedkomplex selbst wird bereits mit Internationalität in Verbindung gebracht, denn das SAP-App-House und das Max-Planck-Institut sind dort schon angesiedelt.

Das IWCH soll zum Bevölkerungswachstum und der Internationalität Heidelbergs beitragen. Die Stadt hat vor kurzem die Grenze von 150 000 Einwohnern überschritten und rechnet mit einem weiteren Zuwachs bis 2030. Allein im vergangenen Jahr waren 17 000 neue Bürger zu verzeichnen. Rund die Hälfte davon kam aus dem Ausland. **(jlm)**

Ausgeschenkt

Nostalgie im Pannonica

Gemütliches Musikcafe in der Heidelberger Altstadt öffnet seine Türen für Plattensammler und Kaffeefreunde

2-in-1-Produkte sind nicht immer das Gelbe vom Ei. Man denke nur an modische Verbrechen wie den Hosenrock. Aber manchmal funktionieren solche Symbiosen eben doch.

Ein hervorragendes Beispiel hierfür findet sich nun in der Heidelberger Altstadt nur wenige Minute vom Uniplatz entfernt.

In der Ingrimstraße hat vor wenigen Wochen das „Pannonica“ eröffnet. Das gemütliche Café, das aus drei kleinen, im Stil der sechziger und siebziger Jahre eingerichteten Räumen besteht, verbindet Fairtradekaffeegenuss mit erlesenen Schallplatten aus der Musikgeschichte.

Seit kurzem kann man dort sogar seinem inneren Kind frönen, denn bei Schallplatten von Pumuckl und Max und Moritz schmeckt der Kaffee doch gleich viel besser.

Dank seiner ruhigen und entspannten Atmosphäre eignet sich das „Pannonica“ gut, um dem Touristenwahnsinn der Hauptstraße zu entfliehen (W-Lan gibt es nämlich auch) oder entspannt mit Freunden zu quatschen. Empfehlenswert sind auch die täglich wechselnden, hausgemachten Kuchen. Serviert werden die auf der Großmutter kommen könnte.





Fotos: kap

Preisliste

Kaffee	1,90 €
Cappucino	2,50 €
Tee	1,90 €
Wasser	1,50 €
Cola	1,90 €

Stadtteil
Ingrimstraße 22
Öffnungszeiten:
Wochentags 10 bis 18 Uhr
Wochenende 10 bis 18 Uhr

Einzig und allein die Größe der Heißgetränke lässt zu wünschen übrig, aber dieses kleine Manko wird durch den netten Service und das wundervolle Ambiente wieder mehr als wett gemacht.

Auch wenn sich das „Pannonica“ nahtlos in die hippe-coole-ach-so-alternative Gastroszene Berlin-Kreuzbergs einfügen könnte, macht es sich sehr gut im verträumten Heidelberg und hat definitiv Lieblings-Café-Potenzial. **(kap)**

Studentische Stadträte

Drei Studenten sind in den neuen Gemeinderat gezogen: Oliver Priem (Grüne), Matthias Kutsch (CDU) und Andreas Grassner (SPD). Sie wollen sich dort für „jüngere Themen“ einsetzen

Jung, motiviert und politisch höchst interessiert: das sind die drei studentischen Nachwuchspolitiker, die in der Kommunalwahl jeweils einen Sitz im Heidelberger Gemeinderat errungen haben.

Dass es mit Matthias Kutsch, Oliver Priem und Andreas Grassner gleich drei Studenten in den Rat geschafft haben, war überraschend. In den letzten Heidelberger Gemeinderat hatte es kein Student geschafft, das Durchschnittsalter lag bei über 40 Jahren.

Ob es am gesenkten Wahlalter, dem engagierten Wahlkampf oder einer eigenen Wahllinie der Jungpolitiker lag – mit dem Ergebnis hatten alle drei Studenten nicht gerechnet.

Überhaupt hat sich der neue Gemeinderat stark verjüngt. Deshalb freut sich der Geschichtsstudent Matthias Kutsch (CDU) auf sein neues Engagement. „Der Stadtrat ist jünger und bunter. Während des Wahlkampfes habe ich auch schon gemerkt, dass sich die anderen Stadträte offen für junge Themen zeigen.“

Politsch hat Kutsch insbesondere während seines einjährigen Praktikums als Bundesvorsitzender des RCDS in Berlin Erfahrungen gesammelt.

Zusätzlich war er Vorsitzender der JU Heidelberg. „Dafür musste das Studium für eine Zeit lang ruhen“, erklärt der Geschichtsstudent, der seinen Magisterabschluss im kommenden Jahr anstrebt. Oliver Priem (Grüne) wurde von klein auf politisch geprägt.

„Politik war in meiner Familie immer ein Thema“, erklärt er, „während meines Auslandsjahres in den USA war ich mit den konservativen Ansichten eines Pfarrers konfrontiert, die mich so zum Nachdenken gebracht haben, dass ich mit meinem achtzehnten Geburtstag den Grünen beigetreten bin.“



Fotos: privat

Andreas Grassner, SPD

Mathias Kutsch, CDU

Oliver Priem, Grüne

Seine politischen Interessen will der Lehramtsstudent Priem nun endlich selbst im Stadtrat vertreten und hofft, im Anschluss an die parteiinternen Beratungen in einen Ausschuss „Jugend“ oder „Sport“ versetzt zu werden. „Ich bin froh, endlich selbst etwas bewegen zu können“, erklärt der Student. Im Stadtrat will sich Priem für mehr öffentliche Basketballplätze und nutzbare Grünflächen einsetzen.

Der zukünftige Lehrer befürwortet außerdem, ein selbstverwaltetes Jugendzentrum in Heidelberg aufzubauen. Der Versuch war bisher gescheitert, ein bereits erworbenes Gebäude muss wieder verkauft werden. Vielleicht schafft der jüngere Stadtrat die Wende? Für Priem (Grüne), Grassner (SPD) und Kutsch (CDU) steht fest, Heidelberg erst einmal nicht zu verlassen.

Während Kutsch sein Studium mit einer Promotion an der Universität fortsetzen will, tritt Grassner nach dem ersten juristischen Staatsexamen im Herbst sein Referendariat an einer Heidelberger Kanzlei an.

Als Stadtrat wird sich Priem zusätzlich in der Vorbereitung auf das Staatsexamen in den Lehramtsfächern Geschichte, Politik/Wirtschaft und Sport befinden.

Die Studenten sind sich bewusst, dass mit ihrem neuen Engagement auch viel Arbeit einhergeht: Vereinssitzungen wollen besucht, Podiumsdiskussionen in Schulen geführt und Hände geschüttelt werden.

„Da kommen in der Woche sicher 15 Stunden zusammen, die in das Amt des Stadtrates investiert werden müssen“, sagt Matthias Kutsch.

Dafür ist aber „Heidelberg kommunalpolitisch sehr vielseitig“, sagt Grassner.

Kutsch schlägt die Ausweitung des W-LAN Empfangs in der Stadt vor, und Grassner will sich im Stadtrat für günstigeren Wohnraum einsetzen: nicht nur auf den Konversionsflächen, auch in anderen Stadtteilen sollen kostengünstige Mieträume entstehen.

Doch bis die studentischen Stadträte wirklich zupacken können, müssen sie noch bis zum Herbst warten. Nach der konstituierenden Sitzung am 24. Juni wird die erste Gemeinderatssitzung erst nach den Schulferien stattfinden.

Eine erste Entscheidung im Stadtrat, so vermuten die frisch gewählten Kommunalpolitiker, wird sich zunächst den Öffnungszeiten der Heidelberger Kneipen widmen. „Die Chancen stehen gut, dass die Kneipen nicht früher schließen müssen“, sagt Kutsch. Dem könnte zu Gute kommen, dass es im Stadtrat keinen Fraktionszwang gibt, die die Stimme des Einzelnen an die Entscheidung der Fraktion binden würde. Auch Grassner befürwortet eine Verlängerung der Außenwirtschaftszeiten, woran sich zeigt, dass die jungen Stadträte verschieden politisch orientiert sind, doch oft auf einen Nenner kommen, vor allem wenn es um „junge Themen“ geht. **(mit)**

Wo lohnt sich Public Viewing?

Fußballgucken ist ein Gemeinschaftserlebnis. Unsere Tipps: Hier kann man am besten mitfiebern

Seit dem 12. Juni befinden sich Fußballfans weltweit im Ausnahmezustand. Für ein perfektes Fußballerlebnis auch in Heidelberg haben wir für euch acht unterschiedliche Locations besucht, in denen ihr nächtelang mit eurem Team mitfiebern könnt. Ob Bars mit Atmosphäre, gemütliche Eckkneipen oder das Massenerlebnis Public Viewing – auch abseits von Marstall und Unterer Straße hat Heidelberg für jeden Geschmack etwas zu bieten.

Heidelgarden

Der Schwimmbad Club bietet mit dem Heidelgarden **Copacabana-Flair**. Im Liegestuhl, mit Sand unter den Füßen und einem Drink in der Hand kann man alle deutschen Vorrundenspiele und alle Spiele ab dem Achtelfinale auf einer **großen Leinwand** verfolgen. Der Eintritt ist frei, allerdings wird ein Euro Sicherheitsgebühr veranschlagt.

Brass Monkey

Das Brass Monkey zeichnet sich durch die **originellsten Angebote für Fans aller Nationen** aus: Wenn Mexiko spielt gibt es etwa verbilligten Tequila, bei Deutschlandspielen günstigen Jägermeister und wenn Spanien auf dem Platz steht werden San Miguel und Estrella im Eimer serviert. Alle Spiele werden auf **auf Deutsch und Englisch** auf Screens und Leinwand übertragen.

Karlstorbahnhof

Hier wird euch Fußball vom Feinsten geboten. Neben buntem Rahmenprogramm, **Tippspiel und Pizza** werden alle Deutschlandspiele im großen Saal auf **Leinwand** gezeigt, viele andere Spiele im Foyer. Alle Events sind in der Regel kostenlos. Am Tippspiel kann man auch auf der **Facebookseite** des Veranstalters teilnehmen.



Foto: mab

Zwitscherstube

Ein echter **Geheimtipp** ist diese urige Fußballeckkneipe in der Weststadt. Hier kann man unter echten Fußballexperten bei moderaten Bier- und Pizzapreisen alle WM-Spiele auf drei Screens verfolgen. Doch der Platz ist begrenzt, deshalb gilt: Unbedingt zeitig Plätze sichern, sonst findet man keinen mehr!

Deutscher Kaiser

Wer von Handschuhsheim abends den Weg in die Innenstadt scheut, ist im Deutschen Kaiser bestens aufgehoben. Zwei Screens und **gemütliches Ambiente** laden zum entspannten Besuch ein. Übertragen werden alle Spiele, dazu gibt es Speisen und Getränke. Da es nur 50 Sitzplätze gibt, lohnt sich frühes Kommen.

Urban Kitchen

In Bergheim lockt das Urban Kitchen (Foto links) nahe dem Alten Hallenbad mit mehren Screens, **urbanem Flair** und einer **kulinarisch reichhaltigen Speisekarte**. Alle Spiele werden sowohl Innen als auch im Freien übertragen. Futuristisch wirken die Bildschirme samt Bar in den silbern glänzenden Gehäusen.

Joe‘s Rockcafé

Joe‘s Rockcafé ist für alle Rohrbacher und Kirchheimer eine originelle Alternative. In der Raucherkneipe mit **Tischkicker und Billard** werden alle Deutschlandspiele übertragen, auf Nachfrage auch weitere.
Auf Wunsch wird der Fernseher ins Fenster zum Biergarten gestellt - der Kunde ist also König. Wer sich vorab als Gruppe anmeldet, hat Aussicht auf Sonderangebote. **(fhm, mab)**

Halle02

Die Halle02 (Foto rechts) in der Bahnstadt hat mit mehreren Großleinwänden, **Platz für 1000 Gäste** und Après-Partys das Public Viewing als Massenevent perfektioniert. Sie ist damit ideal für alle, die bei den Spielen möglichst viele Menschen um sich haben und anschließend ordentlich **feiern** wollen (sofern das Ergebnis des Spiels es zulässt). Übertragen werden alle Deutschlandspiele, der Eintritt ist frei.



Foto: Halle02



Die Ökonomik in der Krise



Foto: Gabri Micha (CC BY-NC-SA 2.0)

Ein Zusammenschluss von studentischen Arbeitsgruppen hat eine Initiative zur Erneuerung der Lehre in der Ökonomik angestoßen. Der Heidelberger Arbeitskreis Real World Economics war von Anfang an dabei

von Jonas Peisker

Raus aus dem Elfenbeinturm: Die Volkswirtschaftslehre (VWL) soll wieder vielfältiger und wirklichkeitsnäher werden. Das fordert zumindest eine wachsende Bewegung von Wirtschaftsstudenten auf der ganzen Welt. Sie haben sich zu einem Netzwerk zusammengeschlossen, um ihrer Stimme mehr Gewicht zu verleihen und Reformen durchzusetzen, die wieder mehr Platz für alternative Ideen in der VWL schaffen sollen. Grund für den Protest ist die einseitige Konzentration auf die sogenannte neoklassische Schule, die an den meisten Universitäten – einschließlich Heidelberg – andere Sichtweisen fast vollständig verdrängt hat.

Der AK Real World Economics (RWE) organisiert deshalb Vorträge und Diskussionen aus dem gesamten Spektrum pluraler Ökonomik. Hier findet die im Studium verloren gegangene Diskussionskultur Platz und man kann sich mit Kommilitonen kritisch mit Gelerntem (und Nicht-Gelerntem) auseinandersetzen. „Wir wollen nicht die Abschaffung der Neoklassik, sondern dass sie um andere Theorien ergänzt wird“, sagt Leonie Guerrero Lara. Auf Initiative des Arbeitskreises wurde daher das Modul „Geschichte des Ökonomischen Denkens“ in den Lehrplan aufgenommen. Die Bachelorstudentin hält dies zwar für einen Schritt in die richtige Richtung, findet aber, dass die gelehrten Theorien viel stärker in den Kontext ihrer Entstehung gesetzt werden müssten. Als die Allgemeine Gleichgewichtstheorie im 18. und 19. Jahrhundert aufkam, gab es beispielsweise noch keine global agierenden Konzerne und Banken, die in heutiger Form Marktmacht ausüben konnten.

Ähnliche Gruppen wie RWE gibt es mittlerweile an 15 deutschen Universitäten. Sie haben sich zum Netzwerk Plurale Ökonomik zusammengeschlossen, das Ende 2012 in Heidelberg gegründet wurde. Es soll die Koordination zwischen den Arbeitsgemeinschaften erleichtern; man trifft sich auf Tagungen und tauscht sich aus. Demnächst soll auf PluraloWatch.de ein Ranking erscheinen, das die Vielfalt von Lehre und Forschung in der VWL bewertet, um Studenten die Wahl ihrer Universität zu erleichtern.

Die Endlichkeit von Ressourcen, Konsequenzen von Umweltzerstörung, die nationale und globale Ungleichheit der Einkommensverteilung – die Liste der Probleme ist lang. Der Aufstand der Studenten erwächst auch aus der Frustration, dass im Studium die Beschäftigung mit essentiellen Fragen nicht stattfindet, wenn diese das System in Frage stellen. Dass sich der Ressourcenkonsum auf heutigem Niveau nicht aufrechterhalten lässt, unabhängig davon ob dies überhaupt erstrebenswert ist, ist keine abstrakte Drohkulisse mehr. In absehbarer Zeit wird es etwa kein Öl mehr geben, was Fragen nach einer Post-Wachstumsökonomie aufwirft. „Wir analysieren nur, wie die Situation gerade ist, und in der Forschung würde man erwarten, dass man sich auch damit beschäftigt, ob man sich vielleicht ein alternatives System zur Ressourcenallokation vorstellen kann. Das gibt es einfach nicht und wir müssten auch mal außerhalb der Box denken“, meint Daniel Dieckelmann von RWE. Wenn die VWL nicht nach – manchmal auch utopischen – Lösungskonzepten sucht, verliert sie an Bedeutung, denn die meisten Studenten schreiben sich aufgrund von politischem Interesse ein. Die Studentenzahlen sind in Deutschland seit Jahren rückläufig.

> „Wir wollen, dass die Neoklassik um andere Theorien ergänzt wird.“

Im Gegensatz zu allen anderen Sozialwissenschaften erhält man in Heidelberg für VWL keinen Bachelor of Arts, sondern einen Bachelor of Science. In den Hintergrund rückt dabei oftmals die Tatsache, dass die VWL eine Sozialwissenschaft ist, die sich klar von Naturwissenschaften unterscheidet. Ökonomik nimmt sich eine plastische Gesellschaft als Forschungsgegenstand, in der es keine allgemeingültigen Gesetze geben kann; um treffende Analysen muss immer wieder neu gerungen werden. Die VWL selbst verändert die Gesellschaft, indem sie politisches Handeln beeinflusst. Die neoklassische Lehre verliert jedoch aus dem Blick, dass VWL notwendigerweise ideologisch und politisch geprägt ist, und erhebt stattdessen den Anspruch unabhängig davon, allgemeingültige Erkenntnisse zu gewinnen.

Die mit der VWL verwandten Fächer Politikwissenschaft und Soziologie hingegen pflegen ihre pluralistische Tradition und lassen sich nicht auf eine Strömung festlegen. Schon in den Einführungsveranstaltungen wird der Unterschied deutlich: Während die Einführung in die Politische Wissenschaft das Fach zunächst systematisiert und die unterschiedlichen Denktraditionen aufzeigt, werden in der VWL stattdessen die Grundzüge der Neoklassik erklärt ohne andere Sichtweisen auch nur zu erwähnen. Ein Diskurs über die angewandten Theorien und Konzepte findet schlicht nicht statt. Das ist für viele Studenten, die VWL studieren, um die Zusammenhänge und Funktionsweise in der Wirtschaft zu verstehen, intellektuell nicht befriedigend und erklärt Arbeitsgruppen wie RWE oder die Hochschultage Nachhaltigkeit. Man kann von Studenten erwarten, dass sie in Eigeninitiative über das Studium hinaus weiterdenken, aber rechtfertigt es die Aufgabe der Vielfalt in der Lehre?



Foto: Sue Gardener (CC BY-SA 3.0)

Der französische Ökonom Thomas Piketty bei einem Vortrag in Cambridge

Inzwischen haben sich 65 Arbeitsgemeinschaften aus 30 Ländern auf der ganzen Welt in der International Student Initiative for Pluralism in Economics, kurz ISIPE, organisiert. Sie haben einen offenen Brief verfasst, der ihre Anliegen formuliert. Der wohl prominenteste Unterzeichner ist der französische Ökonom Thomas Piketty, dessen gefeiertes Buches „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ der Bewegung neuen Auftrieb gegeben hat. Schnell stand es auf Platz eins der Sachbuchbestsellerlisten und wurde als entscheidendes Werk einer neuen VWL gerühmt. Seine These ist dabei relativ einfach: Wenn die Kapitaleinkünfte das Wirtschaftswachstum übersteigen führt dies zu einer hohen Vermögenskonzentration. Man könnte auch sagen, ungezügelter Kapitalismus macht die Reichen immer reicher, während die breite Masse der Bevölkerung nicht angemessen am Wohlstand teilhaben kann. Die ungleiche Vermögensverteilung wiederum führe zu einer stagnierenden Wirtschaft und gefährde die Demokratie. Im Prinzip habe sich an den Vermögensverhältnissen seit 200 Jahren nicht viel verändert.

> Der Erfolg Thomas Pikettys hat der Bewegung neuen Auftrieb gegeben

Solche Thesen polarisieren; die einen nennen ihn einen Vordenker, die anderen einen verkappten Marxisten. Eine treffende Kritik, die darüber hinausgeht, Piketty als Marxisten zu bezeichnen, lässt jedoch noch auf sich warten. Piketty hat am Massachusetts Institute of Technology und der École d’Économie de Paris gelehrt und seine Bilanz ist ernüchternd: „Um es klar zu sagen, die Wirtschaftswissenschaften müssen ihre kindliche Leidenschaft für die Mathematik überwinden und für rein theoretische und oft höchst ideologische Spekulation, die auf Kosten von historischer Forschung und Zusammenarbeit mit anderen Sozialwissenschaften geht.“

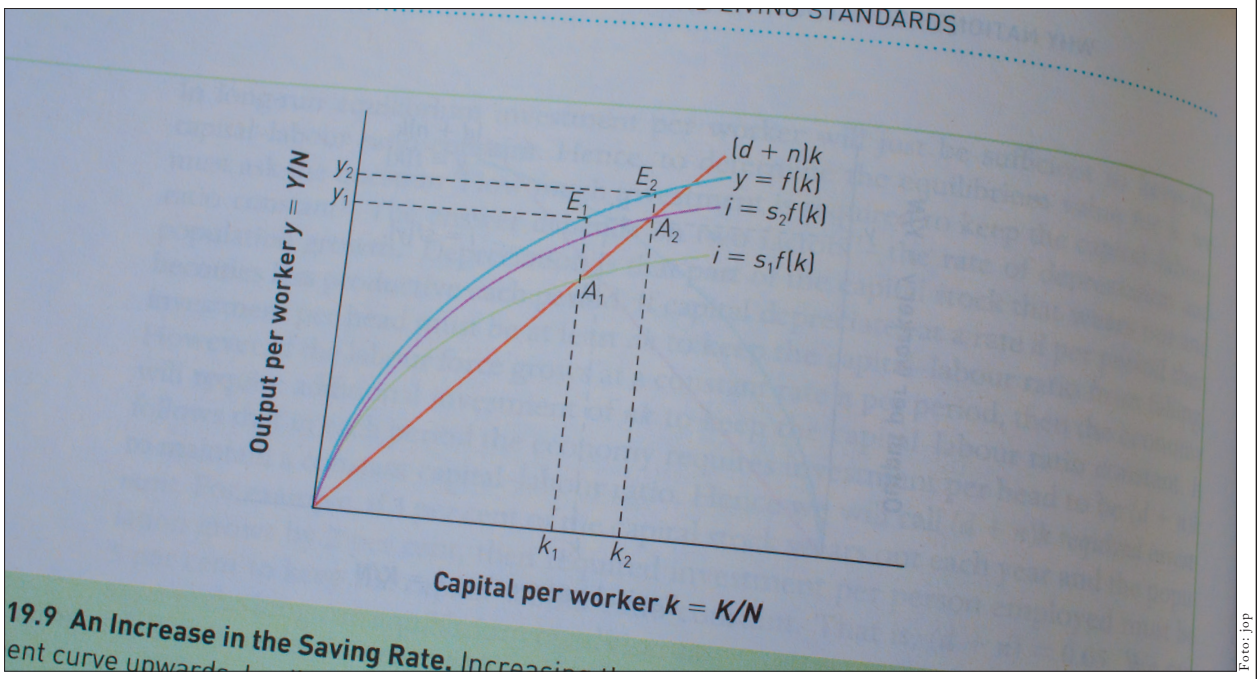
Das Weltbild der neoklassischen Ökonomik stammt nicht wie zu erwarten von einem Wirtschaftswissenschaftler oder Philosophen, sondern von keinem geringeren als Sir Isaac Newton. Ausgehend von dessen mechanistischem Weltbild wollten die Väter der Neoklassik ein System entwickeln, das für die Ökonomik erreicht, was Newton durch seine Gesetze für die Physik geschafft hat. Individuen gehorchen danach mechanischen Gesetzen, denen sie vollständig unterworfen sind, sodass ihr Verhalten theoretisch in einem deterministischen Gleichungssystem zu beschreiben ist, das es zu lösen gilt. Dazu entwickelten sie das Modell des homo oeconomicus, des rationalen und auf seine hedonistischen Triebe reduzierten Menschen.

Im Zentrum der klassischen und neoklassischen Ökonomik steht der Gedanke, dass Systeme sich von allein in einem Gleichgewicht einpendeln, wenn sie ungestört funktionieren. Ziel ist es deshalb im Grunde den Schnittpunkt zweier Kurven zu finden, die zuvor aufgrund von verschiedenen Annahmen modelliert wurden. Diese Annahmen müssen aber so stark sein, dass die Untersuchung zum reinen Gedankenspiel wird. Für die Modelle wird zum Beispiel Rationalität sowie perfekte Information der Akteure vorausgesetzt, worüber Psychologen und Soziologen wohl nur müde lächeln können. Die Mathematik gibt der Analyse den falschen Schein von Objektivität, obwohl die Berechnung auf höchst spekulativen Annahmen beruht.

Die heutige Methodik war dabei nicht immer so selbstverständlich, wie sie heute erscheint. Als 1883 die Disziplin der VWL noch in den Kinderschuhen steckte, entbrannte ein erbitterter Methodenstreit zwischen Carl Menger, dem Gründer der Österreichischen Schule, und der Leitfigur der damaligen Historischen Schule, Gustav Schmoller. Nachdem Schmoller eine Abhandlung von Menger, die die theoretische Analyse verteidigte, in einer Rezension verrissen hatte, antwortete dieser mit einem wütenden Pamphlet: „Wie fremde Eroberer haben die Historiker den Boden unserer Wissenschaft betreten, um uns *ihre* Sprache und *ihre* Gewohnheiten – ihre Terminologie und ihre Methodik – aufzudrängen [...]. Diesem Zustande muss ein Ende bereitet werden.“ Daraufhin druckte Schmoller in seinem Jahrbuch eine

Ankündigung, er könne Mengers Schrift nicht berurteilen, er habe sie direkt wieder zurückgeschickt.

Schon zu dieser Zeit war der Methodenstreit ideologisch aufgeladen. Damals hatte Carl Menger insofern Recht, als dass die Historiker die



19.9 An Increase in the Saving Rate. Increasing

Foto: jop

VWL dominierten und die Kontroverse schien sich mit der Erkenntis aufzulösen, dass beide Herangehensweisen wichtig sind. Heute ist es andersherum und die mathematisch-theoretische Methodik dominiert allein Forschung und Lehre.

Nachdem die neoklassische Schule keine Antwort auf die Große Depression in den 1930er Jahren geben konnte, sprang John Maynard Keynes in die Bresche. Keynes war ein erstklassiger Mathematiker, ausgebildet an der University of Cambridge, und als er sich der VWL zuwendete, war er erschrocken, dass die Mathematik dort in sinnloser Weise auf unpassende Probleme angewandt wurde. In seinem Hauptwerk verzichtet er weitgehend auf Mathematik. Erst nach seinem Tod machten sich neoklassische Ökonomen seine Theorien zu eigen und mathematisierten sie, wobei sie die Teile, die nicht hineinpassten ausließen. Heute wird nur diese mathematisierte Form gelehrt; Keynes ursprüngliche Texte spielen im Studium keine Rolle.

Zweifellos sollte kein Wirtschaftsstudent die Universität ohne eine solide Ausbildung in Statistik und Mathematik verlassen. Sie bieten unverzichtbares Handwerkszeug zur Analyse und Interpretation von ökonomischen Zusammenhängen. Aber zu oft werden weitreichende Konzepte wie „Nutzen“ nur angewendet, anstatt sich zu zunächst damit zu beschäftigen, was Nutzen an sich überhaupt darstellt. „[Es] wird zu selten darüber nachgedacht, ob und warum diese Methoden angewandt werden sollten, welche Annahmen zugrunde liegen und inwieweit die Ergebnisse verlässlich sind“, formuliert die ISIPE in ihrem offenen Brief. „Neben den für gewöhnlich gelehrten auf der Neoklassik basierenden Ansätzen ist es notwendig, andere Schulen einzubeziehen. Beispiele für diese Schulen sind die klassische, die post-keynesianische, die institutionelle, die ökologische [und] die feministische […] Tradition. Die meisten Studierenden der Volkswirtschaftslehre verlassen die Universität, ohne jemals von einer dieser Perspektiven auch nur gehört zu haben.“

Ein Grund für die einseitige Ausrichtung der Lehre in der VWL liegt auch darin, dass die Theorien, auf denen die neoklassische Schule beruht, sämtlich aus dem anglo-amerikanischen Raum stammen und somit auch kulturell dieselbe Herkunft haben. Diese Länder stehen in einer liberalistischen Tradition; speziell in den USA ist *laissez-faire* quasi ein Dogma. Dort wurde die Forschung speziell in der Nachkriegszeit einseitig gefördert. Im ideologischen Kampf der Systeme, liberale Marktwirtschaft gegen Planwirtschaft, stand die Richtigkeit des eigenen Systems nicht zur Diskussion und diese Einstellung hat sich bis heute nicht geändert.

Wer als Ökonom eine Karriere in der Forschung anstrebt, muss sich dieser Denkweise anschließen, denn entscheidend für die akademische Reputation ist die Publikation in bestimmten US-amerikanischen Zeitschriften. *The American Economic Review*, das *Quarterly Journal of Economics* und das *Journal of Political Economy* gelten dabei als die prestigeträchtigsten; sie veröffentlichen bevorzugt neoklassische Artikel. Dieses Anreizsystem führt dazu, dass sich die Forschung in den letzten Jahrzehnten immer weiter von anderen Ansätzen abgewandt hat.

Das Global Power Project, das ausgehend von der kapitalismuskritischen Occupy-Bewegung gegründet wurde, untersucht die Netzwerke von Banken und Konzernen und deren Einfluss auf andere Institutionen. Dazu wurden die Mitgliedschaften von Funktionären aufgelistet und das Ergebnis ist, dass Manager der maßgeblich an der Finanzkrise beteiligten Banken Goldman Sachs, JPMorgan Chase und anderen an fast allen bedeutenden Universitäten, wie Stanford, Yale oder der London School of Economics, Positionen innehaben oder -hatten. Inwiefern dies die Forschung beeinflusst, ist nur schwer bis überhaupt nicht nachzuvollziehen. Fest steht jedoch, dass es wissenschaftlich nicht unbedenklich ist, wenn in Universitäten Führungspositionen mit Bankern besetzt werden, die ein direktes oder indirektes Interesse an bestimmten Ergebnissen haben.

> Forschung und Lehre in der VWL sind stark anglo-amerikanisch geprägt

Die Verfasser der Petition haben richtig erkannt: „Die Lehrinhalte formen das Denken der nächsten Generation von Entscheidungsträgern und damit die Gesellschaft, in der wir leben.“ Wenn Studenten ein ganzes Studium unter der Prämisse „Mehr ist besser“ denken und arbeiten, werden viele diesen Gedanken verinnerlichen und ihn unbewusst als Entscheidungsgrundlage annehmen. Die Studenten werden zu den rationalen Nutzenmaximierern erzogen, von denen sie ständig sprechen.

Zu Gunsten eines einheitlichen Systems wird die Vielfalt der Theorien aufgegeben. Unabhängig davon, ob ein Theoriengebäude Anspruch auf Gültigkeit erheben kann, ist Pluralismus grundsätzlich erstrebenswert, denn verschiedene Ansätze, Methoden und Theorien führen zu unterschiedlichen Ergebnissen, die sich deshalb aber oft nicht ausschließen, sondern gegenseitig bereichern. ISIPE schreibt in ihrem offenen Brief: „Wir maßen es uns nicht an, die endgültige Richtung zu kennen, sind uns aber sicher, dass es für Studierende der Ökonomie wichtig ist, sich mit unterschiedlichen Perspektiven und Ideen auseinanderzusetzen. Pluralismus führt nicht nur zur Bereicherung von Lehre und Forschung, sondern auch zu einer Neubelebung der Disziplin. Pluralismus hat den Anspruch, die Ökonomie wieder in den Dienst der Gesellschaft zu stellen.“

In den Worten der Neoklassik: Das Monopol einer einzigen Schule macht den Markt für ökonomisches Denken ineffizient; der Nutzen wird nicht maximiert. Es bedarf deshalb endlich weniger Subvention und weniger Regulation in Lehre und Forschung, sodass die VWL im freien Wettbewerb der Gedanken ihr Gleichgewicht wiederfinden kann. Die VWL kann viel mehr sein als die akademische Lobotomie, die sie heute oft zu sein scheint, nämlich eine erkenntnisreiche Beschäftigung mit der Gesellschaft. Alternative Ideen und Ansätze gibt es genug. Man muss sie nur wiederentdecken.



Medizinstudenten sezieren virtuelle Körper

Anatomie lernen ohne sich die Hände schmutzig zu machen? Das geht. Schon seit ein paar Semestern bietet die Universität Heidelberg freiwillige Kurse in „virtueller Anatomie“ an, bei denen Medizinstudenten die Möglichkeit haben, Körper auch digital zu sezieren. Bis vor Kurzem nur am Computer, seit letztem Wintersemester an sogenannten „virtuellen Seziertischen“, bestehend aus zwei Touchscreens, die den Körper lebensgroß auf einem Tisch abbilden. Mit verschiedenen Werkzeugen kann man an der Leiche arbeiten, sie „aufschneiden“, unterschiedliche Schichten freilegen und betrachten. Auch Nerven und Knochen, die an einer Leiche oft schwer zu sehen sind, können einzeln sichtbar gemacht werden.

Sarah Doll, präparationstechnische Assistentin an der Universität Heidelberg, erklärt, wie diese „Verzahnung von reeller und virtueller Anatomie“ in der Praxis funktioniert. Die Software der Tische bietet zu Beginn die Datensätze dreier fiktiver Patienten, weitere können direkt beim Sezieren aufgespielt werden. So ist es möglich, die Patientendaten des Körperspenders, an dem die Gruppe gerade arbeitet, auf den Seziertisch zu laden und dort im Detail digital zu betrachten und umgekehrt. „Reality check“ nennt Doll das. Außerdem werden veränderte anatomische Strukturen an Fallbeispielen erklärt. Dabei werden zum Beispiel Krankheiten, die bei der echten Leiche nicht gezeigt werden können, aus der Bibliothek des Seziertisches ausgewählt. „Oft hilft es, sich anzuschauen, wie auffällige Strukturen im Körper genau aussehen, dann kann man sich vieles besser einprägen und vorstellen“, erklärt Doll. Zu verschiedenen Themenbereichen gibt es Seminare am virtuellen Seziertisch, auch von medizinisch-technischen Assistenten oder anderen Fachkräften, die die Studenten etwa schon früh mit dem Interpretieren von Röntgenbildern machen.

Der Aufschrei bei Anschaffung der Tische war bei einigen groß, an einer echten Leiche zu arbeiten sei doch nicht das gleiche wie an einem Computer! Natürlich nicht – deshalb, so Doll, würden die virtuellen Tische ja auch nur als Ergänzung, nicht als Leichenersatz genutzt. „Ich möchte mich auch nicht von jemandem operieren lassen, der noch nie eine Leiche angefasst, sondern nur auf einem Touchscreen rumgewischt hat.“ Kurioserweise hätten einige Studenten bisher Hemmungen mit der neuen Technik zu arbeiten, „vielleicht haben sie Angst, etwas kaputt zu machen“, mutmaßt Doll. Tatsächlich ist die amerikanische Technik in Deutschland noch wenig verbreitet: Neben Heidelberg ist Freiburg die einzige Uni, die sie ihren Studenten zur Verfügung stellt. Einer der Heidelberger Tische steht in der Universitätsbibliothek im Neuenheimer Feld. Wer sich also beim virtuellen Sezieren austoben möchte, kann dort nach einer Einführung weiterüben. **(avo)**



Foto: Universität Heidelberg

Studenten am Präpariertisch im Medizinischen Institut

Angebote des Hochschulteams

17.06. Workshop Assessment Center Training
AA HD, nur mit Anmeldung!
24.06. Studium und kein Abschluss
Seminarzentrum D2, Bergheimer Str. 58,
Gebäude 4311, 16:00 Uhr
01.07. Existenzgründer-Workshop
AA HD, nur mit Anmeldung!
07.07. (Bald) Fertig mit dem Studium?
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr
10.06. Arbeiten in Deutschland für ausländische Absolventen
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Abseits der Gesellschaft

Wilhelm Genazino ist Inhaber der diesjährigen Heidelberger Poetikdozentur. Ein Gespräch über Heimat, Jugend und die Notwendigkeit von Kunst

Herr Genazino, was hat Sie dazu bewogen, die Heidelberger Poetikdozentur anzunehmen?

Wilhelm Genazino: Es kam überraschend. Ich habe nicht gedacht, dass nochmal eine Poetikdozentur kommen wird und dachte, mein Repertoire sei erschöpft. Ich musste drei Themen finden, die für mich auch neu sind: Überempfindlichkeit, Heimat, Form.

Sind dies auch Themen, die Sie persönlich bewegen?

Ja, wobei der Begriff Heimat für mich sehr neu ist. Ich habe mit Heimat nicht viel am Hut, aber ich habe dann überlegt, dass das ungerechtfertigt ist.

Wo sind Sie beheimatet?

Ich komme aus Mannheim und habe mich die längste Zeit meines Lebens dieser Stadt geschämt. Wenn ich da meine Verwandten getroffen habe, die haben mich sofort beschämt, schon durch ihren merkwürdigen Dialekt und ihre völlig beschränkte Optik. Ich dachte: „Mein Gott, was für Leute sind das, die sind meine Verwandten?“

Welchen Bezug haben Sie zu Heidelberg?

Für mich ist Heidelberg genauso Heimat. Wir haben oft Klassenfahrten nach Heidelberg gemacht.

Welche Menschen spielen in Ihren Werken eine Rolle?

In Ludwigshafen habe ich bei der *Rheinpfalz* gearbeitet und dort Leute kennengelernt, die mich beeindruckt haben. Das waren sehr zerrissene Figuren, auch hoffnungslos, heimatlos, die waren alle zerstört wegen irgendetwas. Sie hatten das aber authentisch verarbeitet.

Im Vergleich zu Ihren Werken, die oft humorvolle Alltagssituationen schildern, scheinen diese Eindrücke aber widersprüchlich bedrückend?

Eine Erfahrung kann zwar selbst negativ sein, aber durch Bearbeitung bekommt sie dann eine andere Form.

Wie sind Sie zum literarischen Schreiben gekommen?

Es gibt einen Erstlingsroman, den ich mit 21 Jahren „verbraten“ habe. Es war eine bittere Klage über meine Eltern, meine Heimat und eine nicht besonders angenehme Jugend. Das war der Motor fürs Schreiben.



Der diesjährige Heidelberger Poetikdozent Wilhelm Genazino

Foto: Peter-Andreas Hassiepen

2004 wurden Sie mit dem Büchner-Preis ausgezeichnet. War schon Ihr erstes Werk ein literarischer Erfolg?

Gottseidank nicht, es ist sang- und klanglos untergegangen. Es gab nicht eine Rezension. Danach hatte ich ein totales Blackout.

Ich glaube, ich habe gemerkt, dass ich zu jung war für alles. Erfahrung, Abstand, alles hat mir gefehlt. Der Erfolg kam dementsprechend auch erst mit meinem Buch 12 Jahre später.

Dann kamen die „Abschaffel“-Romane.

So wurden die Gewerkschaften auf mich aufmerksam. Einige meinten: Das können wir unseren Gewerkschaftsmitgliedern nicht vorsetzen. „Abschaffel“, das ist so eine trübe Tasse! Grauenvoll! Das passte nicht ins Bild eines Gewerkschafters. Das Problem für die Gewerkschaften war, dass es nur Arbeiterliteratur gab. Es gab aber prozentual gesehen erheblich mehr Angestellte als Arbeiter. Der Angestelltenautor, das war dann ich.

Wie kamen Sie zum Satireblatt *Pardon*?

Ich habe einen Text auf eigene Faust geschrieben - und *Pardon* hat den sofort gedruckt. Sie fragten nach meinem Alter - 27 - und sagten: „Dann kommen Sie!“

In Ihrer Vorlesung der Heidelberger Poetikdozentur haben Sie den Künstlertypen beschrieben, der außerhalb der Gesellschaft steht, und nach Formen sucht, um sich die Gesellschaft zu erklären. Entspricht das Ihrem eigenen Typ?

Ich hatte oft die Vorstellung, verheimlichen zu müssen, dass ich ein ganz empfindlicher Mensch bin. Die Poetik hat mich geschützt, da ich mir immer sagen konnte, dass das von den anderen Menschen nicht fassbar ist.

Ist Poetik für Sie auch eine Form von Widerstand?

Das habe ich als junger Mensch geglaubt. Aber das ist vorbei. Das ist Romantik. Wenn man Novalis liest, dann kommt man auf so etwas.

Warum halten Sie Kunst dennoch für lebensnotwendig?

Kunst ist nicht notwendig für die Gesellschaft. Das würde heute niemand mehr denken. Das ist nur etwas fürs Individuum. Wenn das Individuum merkt, das Gegebene ist für mich nicht ausreichend. Die von der Gesellschaft am stärksten gebeutelten Individuen, die findet man in der Literatur, in der Kunst oder in der Musik. Wenn die eine Bruckner-Sinfonie hören, dann können die ihr reales Leben für einen Moment ausblenden. Mehr ist aber nicht drin. Das ist der poetische Schein.

Was würden Sie einem jungen Schriftsteller raten?

Einem 20-Jährigen würde ich sagen: Sie sind einfach für jede Prognose zu jung. Schreiben Sie noch ein Buch, 15 Gedichte, lesen Sie viel, ermüden Sie nicht. Ich würde ihm ein gewisses Mönchtum raten. Und nicht wieder gleich ein Opus an den Suhrkamp Verlag schicken. Sondern schicken Sie einen kurzen Text an eine literarische Zeitschrift. Dann wird der Text entweder gedruckt oder die Zeitschriften lassen nie etwas von sich hören. Das heißt nur: Weiterarbeiten. Das ist das einzige, was man machen kann, wenn man jung ist.

Das Gespräch führten Janina Schuhmacher und Johanna Mitzschke.

Orwells Albtraum

Glenn Greenwald hat die Enthüllungen Edward Snowdens publiziert. Sein neues Buch „Die Globale Überwachung“ behandelt den NSA-Skandal und rüttelt auf

„Wird das digitale Zeitalter die Befreiung des Individuums und politische Freiheiten bringen, die das Internet in einzigartiger Weise realisieren kann? Oder wird es ein System omnipräsenter Überwachung und Kontrolle etablieren, das sich nicht einmal die schlimmsten Tyrannen der Vergangenheit hätten träumen lassen? Im Augenblick stehen uns beide Wege offen. Unser Handeln wird darüber bestimmen wo wir am Ende landen.“ Diese Frage stellt Glenn Greenwald in seinem neuen Buch „Die globale Überwachung“. Er fasst die Ereignisse des NSA Skandals zusammen und zieht Schlüsse aus den Enthüllungen.

Das Buch bietet wenig neue Informationen, jedoch gibt es einen kompakten und gut lesbaren Überblick der Enthüllungen von Edward Snowden. Der Leser ist erschrocken, entzürnt und fassungslos. Greenwald hält den Kampf um die Privatsphäre für beinahe verloren.

Das Buch ist in fünf Kapitel eingeteilt. Im ersten Kapitel „Kontaktaufnahme“ beschreibt er, wie Edward Snowden ihn und die Dokumentarfilmerin Laura Poitras aufforderte, nach Hongkong zu kommen. Snowden wollte, dass seine Enthüllungen journalistisch aufgearbeitet werden. Im Kapitel „Zehn Tage Hongkong“ beschreibt Greenwald wie die Treffen stattfanden und gibt persönliche Einsichten in Snowdens Inneres: „Was mit mir geschehen wird, das macht mir keine Angst. Ich habe akzeptiert, dass ich wahrscheinlich nicht mehr so wie bisher werde weiterleben können. Ich habe meinen Frieden damit geschlossen - ich weiß, dass es das Richtige ist“, zitiert Greenwald Snowden. Er beschreibt ihn als einen rationalen, gewissenhaften Patrioten. Snowden konnte es als Mitarbeiter der NSA nicht ertragen, an was er arbeitete und geheim halten musste. „Ich konnte in Echtzeit beobachten, wie Drohnen potenzielle Zielpersonen überwachten, um sie gegebenenfalls zu töten. Man konnte ganze Dörfer sehen und was jeder Einzelne dort tat. Ich sah, wie NSA die Internet Aktivitäten von Menschen ausspähte, noch während sie auf der Tastatur tippen. Mir wurde bewusst, wie massiv die Überwachungsmethoden der USA die Privatsphäre verletzen. Ich erkannte das wahre Ausmaß dieses Systems. Und fast niemand wusste, was da alles geschah“, sagte Snowden, „ich begriff, dass sie ein System aufbauten mit dem Ziel, jegliche Privatsphäre abzuschaffen, weltweit. So dass niemand mehr elektronisch kommunizieren konnte, ohne dass die NSA diese Kommunikation sammelte, speicherte und analysierte.“ Snowden war sich bewusst, dass die amerikanische Regierung ihn mit allen Mitteln verfolgen würde. Im Kapitel „Alles Sammeln“ strukturiert Greenwald die Enthüllungen. Das meiste war vorher schon bekannt. Er zitiert Experten, um die Situation zu bewerten, beispielsweise beim Thema Metadaten: „Stellen wir uns einmal Folgendes vor: Eine junge Frau ruft einen Gynäkologen an, gleich darauf ihre Mutter, dann einen Mann, mit dem sie während der vergangenen Monate häufiger nach 23:00 Uhr telefoniert hat; als nächstes eine Familienberatung, die auch Abtreibungen durchführt. Daraus lässt sich eine schlüssige Geschichte herleiten, die sich so deutlich aus dem abhören eines einzelnen Telefonats nicht ergeben würde“, erkärte der Informatik Professor Edward Felten von der Princeton University.

Durch Greenwalds Buch wird jedem Leser klarer, wie weitreichend die Überwachung durch die Geheimdienste geht, er belegt es mit zahlreichen Beispielen: „Die NSA fängt regelmäßig Router, Server und andere Netzwerkgeräte ab, bevor sie die USA verlassen und zu den internationalen Kunden transportiert werden. Der Geheimdienst baut unsichtbare technische Überwachungsinstrumentarien ein, verpackt Geräte mit neuen Herstellersiegel und bringt sie wieder auf den Weg.“ Im Kapitel „Die Gefahren der Massenüberwachung“ versucht Greenwald, Schlüsse aus den Enthüllungen zu ziehen. Er betrachtet die Folgen der Massenüberwachung, und führt auch Studien an, etwa eine Studie des PEN, der internationalen Schriftstellervereinigung. Diese kommt zu dem Ergebniss, dass 24 Prozent der Schriftsteller bewusst bestimmte Themen am Telefon oder in E-Mails vermeidet, aus Sorge, überwacht zu werden. Greenwald führt weiter aus, dass die Geheimdienste es nicht bei einer passiven Rolle belassen: „Eine andere Folie [des britischen Geheimdienstes GCHQ] schildert die taktischen Maßnahmen, um eine Zielpersonen zu diskreditieren. Dazu zählen »ihr Foto in sozialen Netzwerken verändern«, »einen Blog schreiben indem man sich als eines ihrer Opfer ausgibt«, und »E-Mails/SMS Nachrichten an ihre Kollegen, Nachbarn, Freunde, etc. schreiben.«“

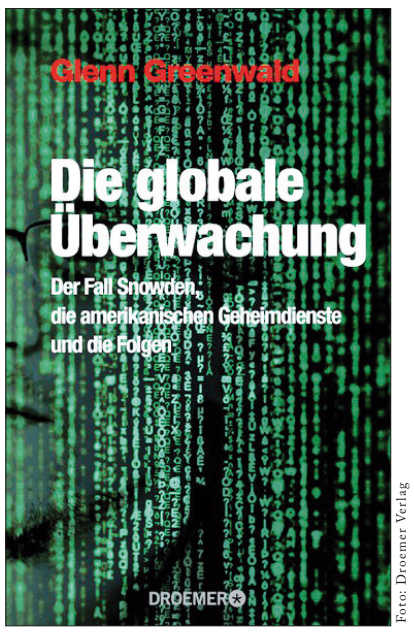


Foto: Droemer Verlag

Im letzten Kapitel des Buches, „Die vierte Gewalt“, greift Greenwald andere Medien an. Diese seien zu eng mit dem Staat verflochten und gefährdeten den unabhängigen und kritischen Journalismus. Weiterhin verurteilt er die britische und amerikanische Regierung für ihr undemokratisches Verhalten. Beispielsweise wollte der britische Geheimdienst GCHQ die Festplatten mit Dokumenten Edward Snowdens in der Redaktion des *Guardian* beschlagnahmen. Die Geheimdienstmitarbeiter und die Redakteure einigten sich dann, die Festplatten zu zerstören.

„Die globale Überwachung“ von Glenn Greenwald ist ein einfach zu lesendes, spannendes Buch, das den größten Skandal der letzten Jahre gut zusammenfasst und bewertet. Der Leser wird, von den Ereignissen gefesselt, das Buch in einem durchlesen. Es ist durch seine Sachlichkeit bestechend kraftvoll. Es könnte eines der schockierendsten Bücher des Jahres sein. **(dom)**

Glenn Greenwald, „Die globale Überwachung“, Droemer Knaur, 368 Seiten, 19,99 Euro.

Die Macht der Mafia

Sie arbeitet mit Erpressung, Terror und Mord: Die italienische Mafia ist so brutal wie unsichtbar. Eine Ausstellung beleuchtet die Orte ihrer Verbrechen

Wie hingestreut liegen die Häuser da. Pinien erheben sich neben schroffen Felsen, und über den sanften Hügeln liegt ein beinahe magisches Licht.

Corleone wirkt wie ein Traum. Doch die Kleinstadt im Norden Siziliens mit ihren 11 000 Einwohnern ist von einem Kraken gefangen. Einem Kraken, der alles kontrolliert, alles umfasst und jede Gegenwehr erstickt: der Mafia.

Die italienische Mafia ist eine Macht wie aus einem Roman von Franz Kafka. Man sieht sie nicht und hört sie nicht, und doch ist sie allgegenwärtig. Sie lebt von der Verschwiegenheit ihrer Mitglieder und nährt sich von der Furcht und dem Schweigen ihrer Opfer. Sie verbirgt sich hinter unscheinbaren Fassaden, um im geeigneten Augenblick mit äußerster Brutalität zuzuschlagen.

Nichts muss eine solche Macht so sehr treffen wie der Versuch, ihre Verbrechen offenzulegen. Genau das haben die Fotografen Tomasso Bonaventura und Alessandro Imbracio in ihrer Ausstellung „TAT/ORT – (Un) heimliche Spuren der Mafia“, die zur Zeit in den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen zu sehen ist, getan: Sie haben die Verbrechen der Mafia in Bilder gefasst.

Dabei sind sie nicht der Versuchung erlegen, spektakuläre Bilder von Leichen und Waffen zu präsentieren. Stattdessen zeigen ihre betont nüchternen Fotografien die Orte der Verbrechen der Mafia, ihre Versammlungshäuser, die Residenzen ihrer Anführer, die Schauplätze von Morden. Plattenbausiedlungen sind zu sehen und gepflegte bürgerliche Vororte. Und erschreckend schöne Bilder wie etwa das von Corleone oder das des idyllisch verschneiten Bergdorfes Bardonecchia bei Turin, das ebenfalls von der Mafia unterwandert wurde.

Es sind die Geschichten hinter den Bildern, die ihnen ihre Brisanz verleihen. Leider gibt es neben den Bildern keine Tafeln, aber man erfährt die Hintergründe in dem lesenswerten Handbuch zur Ausstellung, das vor Ort kostenlos erhältlich ist. Dort gibt es auch Glossare und Personenregister, eine Chronik ihrer Geschichte und einen Überblick über die unterschiedlichen Mafiaorganisationen: Camorra, Cosa Nostra, ’Ndrangheta, Sacra Corona Unita und Stidda.

Im frühen 19. Jahrhundert in Sizilien aus Verbänden von Straßenräubern entstanden, konnte sich die Mafia nach dem Zweiten Weltkrieg in den noch ungeordneten Verhältnissen des postfaschistischen Italiens schnell organisieren und durchsetzen. Schutzgelderpressung, Drogen und Prostitution haben sie groß gemacht.



Foto: Tomasso Bonaventura / Alessandro Imbracio, Reiss-Engelhorn Museum

Corleone im Norden Siziliens. Das idyllische Dorf wird seit Jahren von der Mafia beherrscht

In den 1990er Jahren führte die Cosa Nostra einen regelrechten Krieg gegen den italienischen Staat und ermordete mehrere seiner Repräsentanten. Inzwischen geht die Mafia diskreter vor, auch ihre Geschäfte haben sich gewandelt. Heute lebt sie vor allem von der Zersetzung legaler Wirtschaftsfelder wie dem Bauwesen oder der Abfallwirtschaft, wobei sie mit Ausbeutung und anderen illegalen Methoden die Kosten senkt und sich mit Korruption und Erpressung lukrative Aufträge sichert. Ihre Gewinne versucht sie durch Geldwäsche in den Wirtschaftskreislauf einzuspeisen und so zu legalisieren. Sie operiert im Verborgenen – und setzt doch immer noch auf Mord und Gewalt. So ist die Mafia auch heute noch eine Bedrohung und Europas wohl letztes sozialdarwinistisches System. Sie ist nach wie vor mächtig, kontrolliert in Italien ganze Wirtschaftszweige. Und sie hat bereits ihre Fühler nach Deutschland ausgestreckt.

Ihre Verbrechen aufzudecken und zu entmythisieren ist das große Verdienst der Ausstellung. Soweit überhaupt möglich zeigt sie die gespenstische Macht der Mafia, dieser so unheimlichen wie unsichtbaren Organisation. **(mab)**

Weitere Infos zur Ausstellung unter **zephyr-mannheim.com**

Reingehört

Getanzte Selbstfindung

Wie darf man denn das nun verstehen? „Fuck Art Let’s Dance“ nennt sich die Band, die kürzlich beim Hamburger Label Audiolith ihr Debutalbum „**Atlas**“ veröffentlichte. War die Gruppe bislang lediglich durch einige Singles, EPs und Auftritte als Vorband im Gespann anderer Audiolith-Künstler oder auf Festivals zu bestaunen, so ist sie nun also auch mit einem eigenen Album präsent. Und fordert uns mit ihrem programmatischen Namen auf, die Kunst zu begatten.



Fuck Art, Let’s Dance – Atlas

Spielzeit: 54 Minuten
Hören beim: Betrunkenen Tanzen um 3 Uhr morgens in der Disko nach einer viel zu langen Woche oder dem anschließenden Fußmarsch nach Hause
Klingt wie: Bloc Party, Alt-J, The XX
Anspieltipps: „Atlas“, „Double Up“

Dass dahinter jedoch mehr steckt als bloße Marketingstrategie mit dem F-Wort, wird beim Hören des Albums schnell deutlich: Zwischen markanten Gitarrenriffs, kräftigen Bässen und flächigen Synthies liefern Fuck Art, Let’s Dance soliden Indietronic.

Dabei klingt „**Atlas**“ mal eher shoegaze-ig, mal allerdings auch überaus tanzbar: „Fake Love“ klingt, als hätte es sich von einem The-XX-Album auf die Platte verirrt. „Double Up“ hingegen ist ein reinrassiges Indiebrett, das man so eher aus dem Umfeld von Bloc Party oder Franz Ferdinand erwartet hätte. Gelegentlich schauen selbst Alt-J und Hot Chip kurz auf einen Tee vorbei.

Vor allem ist das Album jedoch eindeutig beseelt vom Habitus der Generation Y. Aus seinen Texten spricht Desorientierung: „Will I rise or fall? I’ve been searching for an eternity“, heißt es im Titelsong.

Das Gewicht einer Welt, die zu kompliziert geworden ist, um sie zu verstehen, lastet schwer auf den Schultern junger Leute wie einst der Himmel auf den Schultern des griechischen Titanen. Kunst wird dabei zum Inbegriff des Nachdenken-Müssens, des ermüdenden Bewusstseins, sich seinen Platz in der Wirklichkeit selbst suchen zu müssen.

Doch dem wollen sich Fuck Art, Let’s Dance nicht hingeben. Dem nackten Menschen gleich, der auf dem Albumcover eine felsige Wüste durchsteigt, soll im Tanz, im introvertierten Exzess, die existenzialistische Angst für eine Weile vergessen werden.

Ob dieser musikalische Eskapismus das Etikett Kunst verdient, sei einmal dahin gestellt. Zumindest klingt er ausgesprochen gut. Und das war ja Sinn der Sache. **(pme)**

Reingehört

Synthetische Sünden

Mando Diao ist jetzt 80er! Das Cover von „**Aelita**“, ihrem neuen Album erinnert an Männer in hautenger Kleidung welche brustfrei auf Rollschuhen durch die Disco sausen.



Mando Diao – Aelita

Spielzeit: 54 Minuten
Hören zum: WG-Party-Beenden
Klingt wie: Modern Talking
Anspieltipps: „Black Saturday“, „Rooftop“

Das erste Lied des Albums, „Black Saturday“, klingt nach genau dem. Die fantastische Stimme des Sängers Gustaf Norén unterwirft sich glücklicherweise nicht dem Elektro-Trend, sondern klingt wie immer. Die starken Klänge der Alben „**Ode to Ochrasy**“ oder „**Give Me Fire**“ sind nicht mehr zu finden. Auch keine rauen Gitarren mehr. Schon im zweiten, lasziven Lied, „Rooftop“, ruhen sich Mando Diao eben dort aus und kommen bis zum Ende des Albums auch nicht mehr runter. Das Lied bietet für knapp fünf Minuten Spieldauer zu wenige Ideen. Wahrscheinlich kämpfen sie mit den Nachwirkungen des Rollschuhfahrens.

Das ganze Album verharrt in diesem wohl nicht nüchternen Zustand. Im dritten Lied des Albums, „Money Doesn’t Make You A Man“, erwacht die Tanzlaune wieder, es könnte auch von Depeche Mode gespielt werden. „Sweet Wet Dreams“ ist das nächste Lied auf dem Album, es klingt wie es heißt. „If I Don’t Have You“ zieht die Stimmung auf den Tiefpunkt. Es folgen die Lieder „Baby“, „Loneley Driver“, „Child“ und „Make You Mine“. In allen bleibt die Grundstimmung gleich. Dieter Bohlen hätte mit einem Gastauftritt gut auf das Album gepasst. Die Lieder sind in den typischen Melodien von Mando Diao gespielt, jedoch wirken diese nicht so lebendig wie auf alten Alben. Das liegt auch an der düstereren Grundstimmung des Albums.

Mando Diao selbst inszenierte sich den Medien gegenüber als eine im ständigen Wandel befindliche Band. Gewandelt haben sie sich in der Vergangenheit wenig, dafür mit dem neuen Album umso mehr. Die schwedische Band hat insbesondere in Deutschland viele Fans, das Album „Give Me Fire“ war lange auf Platz Eins der deutschen Charts. Vor zwei Jahren veröffentlichte die Band das Album „**Infruset**“, in dem sie Gedichte des schwedischen Autors Gustaf Fröding vertonten. Das gefiel nur den Schweden.

Mit „Aelita“ ist Mando Diao zurück auf der internationalen Bühne. Mando Diao versucht sich, dem Trend anzuschließen, Musik elektronisch zu produzieren, wie es Coldplay auf „**Mylo Xyloto**“ versuchte oder Daft Punk meisterhaft vormachte. Leider ist ihnen das nicht gelungen. Allein das Lied „Black Saturday“ könnte ein Hit werden, mit dem die Band an vergangene Erfolge anknüpft. Mit allen anderen Liedern verschrecken sie ihre Fans. **(dom)**

Sprechen über den Tod

... mit Jürgen Popig, Chefdramaturg des Theaters Heidelberg

Herr Popig, Sie sind auch als Autor von Theaterstücken tätig. Haben Sie schon einmal eine Figur umgebracht?
Witzigerweise arbeite ich gerade an einem Theaterstück, es heißt „Der Postmichel“. Es handelt von einem Mordfall, es gibt eine spektakuläre Leiche. Aus Versehen wird ein falscher Täter hingerichtet und der Geist des Ermordeten findet keine Ruhe, bis der wahre Schuldige gefunden ist – und auch tot. Da sterben einige Leute.

Welche Funktion erfüllt der Tod einer Figur und warum ist er oft so einprägsam?
Ich glaube, das hängt mit dem Medium Theater zusammen. Theater ist ein Gemeinschaftserlebnis. Wenn man das Stück nur liest oder eine Verfilmung sieht, kann man sich mehr davon distanzieren. Das ist bestimmt ein Grund, warum die großen Tragödien wie der Tod von König Lear oder Romeo und Julia Szenen sind, die man nicht vergessen kann.

Das Tolle und Paradoxe daran ist, dass die Toten am Ende wieder aufstehen für den Applaus. Das ist fast wie eine kleine Auferstehung. Andererseits wird oft das Glück mit dem Tod kombiniert, oder Aufstieg und Fall. In einer Kunstform, die davon lebt, dass sich eine Handlung entwickelt, kann man so etwas natürlich gut darstellen. Seit einiger Zeit gibt es außerdem immer mehr Stücke, die sich mit dem realen Sterben oder dem hilflosen Umgang der Gesellschaft mit dem Tod beschäftigen.

Gibt es denn bestimmte Charakteristika, die eine gute Sterbeszene auszeichnen?
Die gibt es bestimmt. Die großen Sterbeszenen sind eben deshalb so gut, weil sie einen immer wieder zu Tränen rühren können. Andere sind deshalb gut, weil sie so raffiniert gebaut sind. Da ist natürlich auch ein gewisser Sport dabei. In der Theatergeschichte hat man zumindest eine Zeit lang versucht, möglichst spektakuläre Todesarten zu erfinden.

Ganz berühmt ist das Finale von „Hamlet“, wo während des Stücks drei Morde oder Selbstmorde passiert sind, bis dann das Finale, in dem Hamlet endlich selbst stirbt, noch einmal sieben Leichen aufzuweisen hat. Daneben gibt es natürlich Komödien, wo der Tod dem Lachen preisgegeben wird. Es kann sehr befreiend sein, dass auch mal zum Lachen über so ein ernstes Thema animiert wird. Aber ich finde auch dieses neue, ganz ernsthafte Herangehen an das Sterben in der Theaterkunst ganz interessant. Es gibt also ganz Verschiedenes, was eine gute Sterbeszene ausmacht. Gut ist es immer, wenn es glaubhaft ist.

Haben Sie einen persönlichen Lieblingstod?
Ich glaube, die schönste Sterbeszene finde ich die von Cyrano de Bergerac. Sein Tod ist eine meiner allerliebsten Szenen im Theater, weil er so ein aufrechter Liebhaber war und gleichzeitig so ein aufrichtiger Freund zu seinem Konkurrenten und erst in seinem Tod sein großes Geheimnis enthüllt. Das ist glaube ich eine der ergreifendsten Szenen, die ich im Theater überhaupt kenne.

Das Gespräch führte Paul Eckartz.

Das wohltemperierte Alphabet

Leicht, elegant und von nüchterner Schönheit: Gill Sans gilt als die Schrift, die mit englischem Akzent spricht. In London begegnet man ihr überall. Eine typographische Exkursion



Foto: kgr

Das vielleicht vollkommene O: Die Londoner U-Bahn wird in der Johnston Sans beschriftet, dem Vorbild für Gills Entwurf.

Buchstaben sind Dinge, sagt Eric Gill, nicht das Abbild von Dingen. Ein Gedanke, der das Betrachten von platten Werbesprüchen ebenso erleichtert wie das Warten in der Tube: Kann man sich doch hier, im Mutterland der serifenlosen Typographie, wenigstens an geschmackvollen Schriftarten erfreuen.

Serifen, das sind Schnörkel an den Enden gedruckter Buchstaben. Und Gill Sans, benannt nach ihrem Schöpfer, ist eine Schrift, die auf ebendiese Linien verzichtet. Populär wurde sie wegen ihrer frühen Verwendung durch die britische Eisenbahn, später zierte sie die Cover der berühmten Penguin-Taschenbücher, heute findet sie sich im Logo der BBC. Gill Sans ist allgegenwärtig in England – und vermutlich noch stärker verbreitet als die unvermeidlichen „Keep Calm And Carry On"-Poster, die zwar nicht in Gill, aber in einer ihr so stark ähnelnden Schriftart gedruckt sind, dass man sie permanent darauf zu sehen glaubt.

Das ist kein Zufall: Schließlich ist Gill Sans der Inbegriff dessen, was als britisch gilt. „Der Grund für ihre Popularität liegt in den dahinterstehenden Ideen. Gill scheint modern, demokratisch und auf eine angenehme Weise ausgefallen zu sein", erklärt Paul McNeil, Schriftendesigner und Leiter des Masterstudiengangs „Contemporary Typographic Media" an der University of the Arts in London. Durch ihre universelle Verwendung in Werbung, Medien und zuletzt gar dem Gesangbuch der anglikanischen Kirche sei Gill Sans zu einer Schrift geworden, die wie keine andere „Britishness" verkörpere.

Das Besondere an ihrem Design besteht in der Verbindung von geometrischen und humanistischen Prinzipien. Das heißt, ihre Gestaltung ist einerseits der industriellen Produktionsweise der Moderne verpflichtet, basiert aber andererseits auf dem Ideengut der Renaissance, die wiederum den Entwurf antiker Inschriften zum Vorbild hat. So kann Gill zugleich auf vorindustrielle Ornamentierung verzichten, ohne dabei zu geometrisch und kalt zu wirken.

Letzteres gereichte oft der deutschen Futura zum Vorwurf, die streng nach dem geometrischen Prinzip gestaltet ist und auf humanistische Merkmale weitgehend verzichtet. Nichtsdestoweniger wurde Futura in den 1920er Jahren immer beliebter, weshalb der britische Typograph Stanley Morison im Auftrag seines Arbeitgebers Monotype nach einer konkurrenzfähigen Alternative suchte. Der daraufhin entstandene Entwurf von Eric Gill wurde zum durchschlagenden Erfolg – nicht zuletzt aufgrund des ihn vermarktenden mächtigen internationalen Konzerns.

> Gill Sans ist der Inbegriff dessen, was als britisch gilt

Als Vorbild für sein Design diente Gill eine andere serifenlose Schrift: die Johnston Sans, erkennbar am kreisrunden O und den auf den i-Minuskeln balancierenden Karos. Sie beschriftet schon seit 1916 – und bis zum heutigen Tag – die Karten und Schilder der Londoner U-Bahn. Gill selbst hatte bei ihrer Entwicklung kurzzeitig mitgearbeitet, fand ihre Formensprache aber nicht einfach und klar genug. Bis heute streiten Typographen jedoch darüber, ob ihm mit seinem 1928 vorgelegten eigenen Entwurf eine Verbesserung gelungen ist. Paul McNeil etwa zeigt sich von Gills Schriftendesign wenig begeistert. Die Formen seien ihm „zu fromm", geradezu „scheinheilig". „Eric Gills Werk ist meisterhaft – aber langweilig", findet er. Ein Ende der Dominanz ist dennoch nicht abzusehen: „Schriften enthalten Bedeutungen und sind mit bestimmten Werten verbunden, für den Leser oft unbewusst. Mit Gill funktioniert das besonders gut – deshalb wird sie bleiben."

Ein Glück. Kann man sich an Gill Sans sattsehen? Schwer vorstellbar, solange es Zeitgenossen gibt, die ihre Texte in Arial setzen. Einem Briten mag die Schrift – von ihrem Schöpfer bewusst möglichst simpel gehalten – als langweilig erscheinen. Für den Besucher aber bleiben die Buchstaben des Gill-Alphabets – der gekrümmte Fuß des kleinen **a**, das so geschickt proportionierte **O**, vor allem aber das brillante brillenartige kleine **g** – ein Erlebnis. **(kgr)**

Bücher auf Reise um die Welt

Das Projekt BookCrossing versucht, Menschen auf aller Welt durch Bücher zu verbinden. Doch das Konzept geht nicht immer auf

Der Tod des Buches wurde schon vor über zwei Jahrzehnten angekündigt. In seinem Artikel „The End of Books" vom 21. Juni 1992 sagte der Schriftsteller und Literaturprofessor Robert Coover dem non-linearen Hypertext eine glorreiche Zukunft voraus. Da diese neue, viel stärker intertextuelle Form der Literatur durch den Computer bedingt sei und sich nicht ins Printformat übertragen lasse, begrub er mit dem linearen Roman das gedruckte Buch gleich mit.

Coover hat, was den Hypertext angeht, allerdings nur begrenzt recht behalten: Schaut man sich einen beliebigen Artikel der Online-Ausgabe einer Printzeitung an, findet man nicht nur in den Text eingebettete Links, sondern auch Videos, Dossiers und Buttons für die sozialen Netzwerke. Gleiches gilt für Weblogs und Online-Magazine. Im Journalismus ist der Hypertext überall. Doch auch wenn er aus journalistischen Texten im Internet nicht mehr wegzudenken ist – für die Belletristik ist er nicht wichtig genug, um das linear erzählende Buch zu verdrängen. Eine Prognose besagt zwar, dass der Absatz von eBooks in Deutschland sich im nächsten Jahr verdoppeln wird. Mit einem Marktanteil von unter fünf Prozent machen die elektronischen Bücher den papiernen jedoch kaum Konkurrenz.

Dass die meisten Leser weiterhin eher zum gewöhnlichen Buch greifen als zum eBook-Reader – darauf setzt BookCrossing. Seit ihrer Entstehung im April 2001 versucht die Webseite, Menschen weltweit durch Bücher zu verbinden. BookCrossing funktioniert ähnlich wie Geocaching. Nachdem man sich auf der Seite registriert hat, kann man seine Bücher mit einem Code versehen und teilen. Dabei kann man sie entweder an Freunde oder Unbekannte weitergeben oder „freilassen", das heißt sie an einem beliebigen Ort deponieren, damit sie von anderen gefunden werden.

Als ich die „Über BookCrossing"-Sektion auf der Webseite durchlese, schäme ich mich ein bisschen. Es finden sich Formulierungen wie „Sperr deine Bücher nicht ein!" oder „Dein Buch will nicht Staub sammeln, es will raus und andere Leben berühren!" Und tatsächlich: Wenn ich mir mein Bücherregal mal etwas genauer anschaue, entdecke ich kleine Staubschichten auf den Buchrücken. Wie bei jedem Bibliophilen sind auch bei mir die Augen größer als der Magen: Ich lege mir mehr Bücher zu, als ich lesen kann. Deshalb entscheide ich mich, zwei Romane – „No Country for Old Men" (auf Englisch) und einen französischen Kurzroman namens „Nagasaki" – in der Bibliothek der Université Paul-Valéry in Montpellier freizulassen, wo ich gerade ein Auslandsjahr verbringe.

Schenkt man dem vom Kalifornier Ron Hornbaker erdachten BookCrossing Glauben, gibt es aktuell 1,2 Millionen Mitglieder und über zehn Millionen durch die Welt reisende Bücher. Von den zehn aktivsten Ländern ist Deutschland dabei auf Platz zwei. Über das Freilassen und Fangen hinaus bietet BookCrossing ein soziales Netzwerk mit Conventions und Wettbewerben. Idealerweise ist die Aktion mehr als nur „die Bibliothek für die ganze Welt", wie es die Webseite beschreibt. Über den Umweg der im Internet registrierten Bücher soll gedruckte Literatur Menschen offline einander näher bringen.

Der Erfolg dieses Konzepts ist allerdings stark vom Zufall abhängig. Nicht jeder Lesende bringt eine Begeisterung für Bücher auf, die über das reine Lesen hinaus geht. Bei etwas mehr als einer Million Mitgliedern in 132 Ländern ist die Chance eher gering, dass der neue Besitzer eines Romans bei BookCrossing registriert ist oder sich durch den kleinen Infotext, den man ins Buch klebt, dazu motiviert fühlt. Das Ziel, sein Buch frei- und damit einem Unbekannten zu hinterlassen, wäre zwar erreicht. Verfolgen wird man es jedoch nicht können. Da ist es sicherer – wenn auch weniger spannend – seine Schmöker an einen lesebegeisterten Freund weiterzugeben. Laut Angaben der Webseite werden gerade einmal 20 bis 25 Prozent der freigelassenen Bücher auf BookCrossing wieder als gefunden oder „eingefangen" gemeldet.

Drei Monate später hat sich auch auf meinem Account nichts bewegt. Meine Bücher in der Universitätsbibliothek freizulassen war wohl nicht ganz durchdacht. Ich hatte gehofft, dass sie in der internationalen Studentenstadt Montpellier neue Besitzer finden, die sich genug für Bücher begeistern, um bei diesem Spaß mitzumachen. Stattdessen hat das Bibliothekspersonal die Romane eingesackt, um den eigenen Bestand zu erweitern. Schade, war aber eigentlich vorhersehbar. Ich starte einen zweiten Versuch: Diesmal deponiere ich eine (erneut französische) Kurzgeschichten-Sammlung auf einer Parkbank, in der Hoffnung, dass sie für mich die Welt erkundet.

Anders als bei CDs oder Filmen werden Bücher oft nur einmal gelesen und danach als Trophäen ins Regal gestellt. BookCrossing fordert stattdessen dazu auf, ihnen das Leben zurück zu geben und sie auf Reise zu schicken. Das gedruckte Buch ist noch lange nicht tot. **(pfi)**





Journalismus zum Mitmachen

Die ehemalige *ruprecht*-Redakteurin Steffi Fetz recherchiert im Auftrag ihrer Leser. Ein Gespräch über ihr Projekt Crowdspondent und die Zukunft des Journalismus

Im Journalismus stehen die Zeichen auf Umbruch. Die klassischen Printmedien werden zunehmend vom Online-Journalismus verdrängt. Doch auch der ist mittlerweile ein hart umkämpftes Feld. Wer hier mithalten will, muss durch innovative Formate überzeugen; auch Probleme bei der Finanzierung gilt es zu lösen. Das Geschäftsmodell des „Crowdfunding", bei dem sich Rezipienten selbst aktiv als Kleinaktionäre an Projekten beteiligen, ist in letzter Zeit für Nachwuchsjournalisten attraktiv geworden. Eine von ihnen ist Steffi Fetz. Die ehemalige *ruprecht*-Redakteurin und ihre Mitstreiterin Lisa Altmaier haben das Projekt „Crowdspondent" ins Leben gerufen. Das Besondere daran: Die Leser bestimmen die Themen selbst, über die berichtet werden sollen.

Steffi, zunächst ein Blick zurück: Wie hast du deine Zeit beim *ruprecht* in Erinnerung?

Ich bin direkt in meinem ersten Semester zum *ruprecht* gekommen (WS 2007/08), durch einen Workshop vom Ehemaligenverein Doppelkeks e.V. Irgendjemand hat mich direkt am nächsten Tag mit auf die Redaktionskonferenz geschleppt und danach waren meine Montage meist verplant. Eigentlich war ich während meines kompletten Studiums in Heidelberg Teil der Redaktion – selbst während dem Auslandssemester in Chile hab ich was geschrieben. Weltweit ist immer noch eine meiner Lieblingsseiten. Besonders spannend fand ich beim *ruprecht* die Zeit der Studentenproteste und die Recherchen rund um den V-Mann Simon Brenner, weil wir da das Gefühl hatten, unsere Arbeit ist wichtig und relevant. Und was mir sehr gut in Erinnerung geblieben ist: wir haben das Ding immer als Team produziert.

Wie ging es dann anschließend für dich weiter?

Ich bin danach in München auf die Deutsche Journalistenschule (DJS) gegangen, habe meinen Master an der LMU und Praktika bei Zeit Online und vydy.tv gemacht (wo ich mittlerweile auch arbeite). Zusammen mit Lisa Altmeier, die ich von der DJS kenne, habe ich das Projekt Crowdspondent gegründet. Letztes Jahr waren wir drei Monate als persönliche Reporter der Crowd in Brasilien unterwegs. Die Crowd hat die Themen vorgegeben, wir haben recherchiert und berichtet. Dieses Jahr geht's für uns durch Deutschland.



Foto: privat

Steffi Fetz (vorne) und Lisa Altmaier beim Dreh einer Reportage in den Favelas von Rio de Janeiro

Was steckt hinter der Idee und dem Namen „Crowdspondent"?

Crowdspondent setzt sich zusammen aus „Crowd" und „Korrespondent", das heißt, Lisa und ich sind als persönliche Reporter der Meute unterwegs. Die Themen geben nicht wir, die Agenturen oder irgendwelche Chefredakteure vor. Die Themen kommen aus der Crowd. Sie kann uns bei der Recherche begleiten, Fragen stellen, kritisieren – ist also immer mit dabei.

Im letzten Jahr wart ihr also in Brasilien. Was führte euch gerade dorthin?

Wir wollten raus und journalistisch was ausprobieren, bevor wir mit der Ausbildung an der DJS fertig sind. Vor zwei Jahren saßen wir vor einer Weltkarte und haben uns überlegt, welches Land wir spannend finden. Die Wahl fiel relativ schnell auf Brasilien, weil sich dort sehr viel verändert – und das nicht nur wegen der beiden Großereignisse Fußball-WM und Olympia.

Wie fiel die Resonanz auf euren ersten Aufruf an die Crowd aus? Konntet ihr alle Vorschläge bearbeiten?

Puh, nein – das waren viel zu viele! Wir hatten allein innerhalb der ersten zwei Wochen schon über 50 Themenvorschläge. Das hat uns schon überrascht. Wir hatten ja zur Sicherheit auch noch eigene Themen mit im Gepäck, die wir dann überhaupt nicht gebraucht haben. Unser Plan B, mit Caipirinha an der Copacabana zu liegen, falls uns kein einziger Auftrag erreicht, war dann auch ganz schnell vergessen.

Das wird ja mit der Zeit auch langweilig. Über was habt ihr stattdessen berichtet?

Die Themen der Crowd waren total bunt gemischt: Sie wollte wissen, was die Hintergründe der Straßenproteste rund um den Confed-Cup sind, warum es in Brasilien das zweitgrößte Oktoberfest der Welt gibt, ob Lehrer in Brasilien wirklich so ein schlechter Beruf ist oder auch wie sich die Favelas vor der WM verändern. Über letzteres haben wir dann auch einen Film gemacht.

In diesem Frühjahr habt ihr nun ein richtiges Crowdfunding-Projekt gestartet. Was ist der Unterschied zum letzten Jahr?

Letztes Jahr hat die Crowd keine Kohle, sondern Ideen und Aufträge gegeben, uns aber immer wieder darauf angesprochen, wie sie uns auch finanziell unterstützen können. Da war es irgendwie naheliegend und der nächste logische Schritt, Crowdfunding zu machen.

Was genau habt ihr mit Crowdspondent in den nächsten Wochen und Monaten vor?

Wir sind als persönliche Reporter in Deutschland unterwegs – aber was genau passieren wird, wissen wir selbst noch nicht. An welche Orte oder zu welchen Menschen uns die Crowd schickt, welche Themen wir beackern. Also, falls die *ruprecht*-Leser selbst Ideen haben, sich über irgendetwas tierisch aufregen oder eine Geschichte kennen, die unbedingt erzählt werden sollte – her damit!

Dieses Jahr bleibt ihr in Deutschland. Warum?

Für mich fühlt sich das nicht nach Bleiben an, sondern eher nach „Wir machen uns auf nach Deutschland". Für uns beide und ich glaube auch für viele Leute in unserem Alter sind viele Ecken in Deutschland absolut unbekannt. Und es gibt auch hier Themen, die untergehen - einige sind auch schon bei uns eingetrudelt.

Könnt ihr mit Crowdspondent euer Leben finanzieren?

Nein, das absolut nicht. Letztes Jahr hatten wir ein Stipendium vom VOCER Innovation Media Lab über 6000 Euro und haben nebenbei noch Texte an klassische Medien verkauft. Das Geld ging in Brasilien hauptsächlich für Flug- und Bustickets, Unterkunft und Technik drauf. Durch das Crowdfunding haben wir für dieses Jahr etwas mehr als 5000 Euro gesammelt. Davon wollen wir die Fahrtkosten bezahlen, ein Schnittprogramm und Mikros kaufen - damit unsere Filme eine bessere Qualität haben. Leben können wir von Crowdspondent also noch nicht.

Wer ist eigentlich diese ominöse Crowd? Stehen nicht in der Mehrzahl sowieso Journalisten dahinter?

In der Crowd sind natürlich auch Journalisten, weil viele unserer Freunde auch Journalisten sind – und das ist ja überhaupt nichts Schlechtes, weil sie unser Projekt weiterverbreiten. Wir haben aber auch viele Follower und Fans, die aus ganz anderen Bereichen kommen: Junge und Alte, welche, die nicht zehn Zeitungen im Abo haben und solche, die durch uns zum ersten Mal von Crowdfunding gehört haben.

Crowdfunding-Projekte im Journalismusbereich gibt es ja einige. Sind sie die Rettung des viel kritisierten Online-Journalismus?

Online-Journalismus muss nicht gerettet werden. Wir müssen nur ein Bewusstsein dafür schaffen, dass Journalismus auch Geld kostet. Dafür ist Crowdfunding eine Möglichkeit, weil Journalisten offenlegen, was sie für eine gute Recherche, ein Projekt oder eine Geschichte brauchen.

In den letzten Monaten und Jahren gibt es immer wieder Hiobsbotschaften aus dem Journalismus, Zeitungen mussten eingestellt, Redaktionen zusammengelegt werden. Zudem hört man ständig von den prekären Lebensverhältnissen, denen gerade freie Mitarbeiter ausgesetzt sind. Lohnt es sich überhaupt noch diesen steinigen Weg auf sich zunehmen?

So steinig empfinde ich den Weg gar nicht. Klar, Redaktionen werden eingestampft. Dafür entsteht gerade aber auch viel Neues im Journalismus. Und ich nehme mal an, dass ich in keinem anderen Job so viel Spaß bei der Arbeit hätte und gleichzeitig auch das Gefühl, was mit gesellschaftlicher Bedeutung zu tun.

Das Gespräch führte Michael Graupner.

Die Seite von Steffi und Lisa findet ihr unter: **crowdspondent.de**

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Michael Graupner

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Vollmer (avo), Dominik Waibel (dom), Madalina Draghici (dra), Antonia Felber (fel), Frederic Weichel (fwe), Janina Schuhmacher (jas), Jin Jlussi (jin), Jonas Peisker (jop) , Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Monika Witzenberger (mow), Paul Eckartz (pme), Tim Sommer (tso), Ziad-Emanuel Farag (zef)

Korrespondenten: Philipp Fischer und Kai Gräf

Freie Mitarbeiter: Christina Deinsberger (chd), Felix Hackenbruch (fha), Hannah Kapfenberger (kap), Juan Llull Morey (jlm), Maren Kaps (mak)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 151: Juli 2014

Personals

mit@jlm: Der Artikel ist gut, aber der letzte Satz ist leider scheiße.
mgr@mak (über die Titelseite): Musstest du schon kotzen? – **mak:** Nein, ich fange gerade an.
mgr: Mach das weg jetzt. Bamm, zack, fertig, aus!
jop: Man muss auch nicht immer kreativ sein.
dom: So mach ich das auch immer: Wenn die Überschrift schlecht ist, les ich den Artikel!
tso: Ihr habt alle keinen Wortschatz!
zef@mgr: Ich hoffe mein Geruch nach dem Sport ist keine Belastung. **mgr**: Muss ja **mit** ertragen. **zef**: Juristen haut so schnell nichts aus den Latschen, wenn doch, sollte ich duschen.
mab: Drucken wir eigentlich in Farbe?



ruBILD

Die Heidelberger Ramschzeitung



Der Wettlauf ums Gehirn: Mitten in der Kapitalismuskrise scheitert der Versuch das Gehirn zu vermessen - mehr auf **Seite 3**

Juni 2039 – Nr. 300 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNVERBESSERLICH www.ruprecht.de

Dreihundert

Von Paul Eckartz

Was können wir berichten? Wie sollen wir schreiben? Wie viele Werbeeinnahmen dürfen wir erhoffen? Kurz: Was ist der ruBILD? Diese Fragen stellen sich mir als Redakteur des Selbigen immer wieder; spätestens montags, zur Redaktionssitzung. Derzeit aber brennen Sie aktueller denn je: Beim Lesen dieser Zeilen hältst Du die 300. Ausgabe dieser Zeitung in der Hand. Seit über 50 Jahren ist der ruBILD Sammelbecken für die geistigen Ausflüsse der Heidelberger Studierendenschaft. Als solches ist der ruBILD auch in seiner 300. Ausgabe nach wie vor etwas Provisorisches, Unfertiges. Er jagt nicht einem flüchtigen Ideal der Perfektion hinterher, sondern bekennt sich dazu, im steten Entstehen begriffen zu sein. Gerade das macht die Arbeit an diesem glorreichen Monstrum so entnervend und so wunderbar zugleich. Was ist also der ruBILD? Künftig zumindest keine Zeitung mit schwarz-grün gestreiftem Kopf im Kopf mehr. In Rückbesinnung auf unsere Wurzeln ziert nun ein neues Logo unsere Titelseiten. Denn Tradition verpflichtet. „Den lese ich sogar vergleichsweise regelmäßig“, bekennt sich mittlerweile selbst Rektor Eitel zum ruBILD. Daher geloben wir feierlich, auch in Zukunft nach bestem Bemühen dem hohen Anspruch unserer Leserschaft gerecht zu werden.

INHALT

Angela Merkel
Proteste in Heidelberg: Darum regen sich Studenteninnen über die achte Wiederwahl der Bundeskanzlerin auf **Seite 9**

Weltuntergang
Kommt er diesmal wirklich? So bereitest du dich darauf vor: **Seite 11**

Heftiger Protest
Chantalinnen (15) und Dennisinnen (13): „Wir sind die neunen Post-Genderinnen-Studenteninnen“ auf **Seite 42**

Studienzeitverkürzung
Es droht eine Entlassungswelle an der Univerisät Heidelberg: Wer sein Studium nicht unter der Regelstudienzeit schafft, wird exmatrikuliert und darf nie wieder Studieren auf **Seite 9.3/4**



Die ärmste Uni aller Zeiten: So verwahrlost Heidelberg - seit 2014!

Exklusiv: ruBILD erkärt euch warum!

+++Eilmeldung+++ Unternehmensberatung übernimmt Rektorat



Superuschi Von der Leyen-Ruprecht-Karl: „Die Bildungsfabriken müssen Familien-, Kinder- und Hausschuhfreundlicher werden“



Investor droht: „Wenn die Uni nicht für meine Chemiewaffen forscht, kaufe ich sie nicht!“ sagt Scheich aus 1001 Albtraumanacht



Betrug: Dozenten wurden zum Hungerstreik gezwungen!

Meistgelesen:

Dr. Manfred (17). Er beschwert sich bei Bling-Glass. Wiederholt lief der Professor für virtuellen Datenschutz mit seiner Datenbrille auf dem Weg zur Uni gegen einen Baum



Das neue Studentenwohnheim: „Man kann die Wölfe sehen“



Das sind die neuen Sparpläne der Uni:

-Nur noch Brei: Auch am Mensaessen muss gespart werden, Studenten bringen Besteck selbst mit

-Umzug in die Besenkammer: Das Büro des Rektors wird an Touristen vermietet

-Neue Einnahmequellen: Jeder Student muss nach dem Abschluss zwanzig Jahre für die Uni arbeiten, unbezahlt!

-Der hässliche Hund: Almased zeigt in jeder Vorlesung 20 Minuten Werbung!

-Sparen in der UB: Nur noch Geschichtsbücher, die Geschichte sind

-Neues BAföG: Studenten können sich nicht mehr von den Studiengebühren befreien lassen

-Dickicht: Bäume um die Neue Uni werden nur noch alle zehn Jahre gefällt

von den letzten Langzeitstudenten: mab, dom